Wirtschaft: Der elektronische Geldverkehr als Werkzeug für Geldwäscher

economy

Das unabhängige Themenmagazin Österreichs

18. 7. 2008 I € 1,50
N° 61 I 3. Jahrgang

Gonzagagasse 12/12, 1010 Wien
Aboservice: abo@economy.at
GZ 05Z036468 W
P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien

Im Bann des Bösen

Nichts bewegt die Menschheit mehr als Verbrechen und Mord. Die Wahrnehmung pendelt zwischen Faszination und Grauen.

Forschung: *Kriminalforschung – Wissenschaftler arbeiten an Frühwarnsystemen* Seite 4
Technologie: *Cybercrime – Die Gefahren aus dem Netz werden immer vielfältiger* Seite 7
Dossier: *Raub, Mord, Überfall – Wie Kriminalfälle Kult oder gar Kultur werden* ab Seite 17
Leben: *Knochenjob Leibwächter – Ein Tiroler bildet die Personenschutz-Weltelite aus* Seite 23

4 197074 301501 61

Quickonomy

Nachrichten

Umstrittene Novelle 8
Branchenexperten warnen vor den Folgen der zügellosen Internet- und Handy-Überwachung durch den Staat.

Es muss nicht immer Gold sein .. 12
Diebstahl von Altmetallen boomt. Hohe Weltmarktpreise verwandeln Schrott in begehrte Diebs- und Handelsware.

Unbekannte Fernost-Mafia 13
Mit Yakuza und Triaden kennt sich kaum ein westlicher Polizeidienst aus.

Das Geschäft mit dem Tod 15
Private Waffenhändler und staatliche Betriebe stellen die Moral hintan.

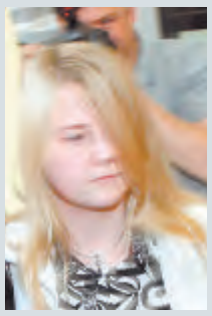
Autoritäre Staaten und Recht 24
Staaten wie die Vereinigten Arabischen Emirate oder Singapur greifen bei Gesetzesbruch hart durch.

Kommentare

Es war einmal in Wien 16
Die Wiener Strizzis der 1970er Jahre sind Vergangenheit.

Strizzis im Nadelstreif 16
Insider-Handel, Schwarzgeldwäsche, Finanzbetrug und und Bestechung kommen meist im Maßanzug daher.

Verbrechen lohnen sich 16
Kriminelle Handlungen im großen Stil zahlen sich meist aus.



Raub als Abendprogramm 26
US-Kleinstädte leiden unter der Last von Einbruchsserien. Die Justiz ist überlastet.

Natascha K. und Elisabeth F. 26
Familiendelikte gibt es überall, aber Österreich steht im Rampenlicht. Mehr Aufmerksamkeit ist gefragt.

Standards

Karikatur der Woche 16
Dossier ..... ab 17
Karriere 23
Warenkorb 25
Test 25
Buch der Woche 25
Beratereck 26

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., 1010 Wien, Gonzagagasse 12/12
Geschäftsführender Herausgeber und Chefredakteur: Christian Czaak
Verlagsmanagement: Peter Allmayer-Beck
Chef vom Dienst: Klaus Lackner
Redaktion: Margarete Endl, Astrid Kasparek, Klaus Lackner (kl), Arno Maierbrugger, Alexandra Riegler, Christine Wahlmüller
Autoren: Barbara Forstner (bafo), Reinhard Gantar, Lydia J. Goutas, Mario Koeppl
Illustrationen: Carla Müller, Kilian Kada; Titelbild: Bilderbox.com
Special Innovation: Ernst Brandstetter, Sonja Gerstl, Gerhard Scholz
Produktion und Artdirektion: Tristan Rohrhofer
Lektorat: Elisabeth Schöberl

Druck: Luigard, 1100 Wien
Druckauflage: 25.000 Stück
Internet: www.economy.at
E-Mail: office@economy.at
Tel.: +43/1/253 11 00-0
Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz: Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.

Abonnement: 30 Euro, Studentenabo: 20 Euro
Probeabo: 10 Euro; abo@economy.at

Edith Kneifl: „Beim Schreiben reagiere ich meine eigenen Ängste und Aggressionen ab. Doch Verbrechen faszinieren mich nicht.“ Die Psychoanalytikerin hat 13 Krimis und Thriller geschrieben.

„Ich will keine Opferfrauen“

Margarete Endl

economy: ***Sie sind Psychoanalytikerin und schreiben Krimis. Schlägt die Realität manchmal die Fiktion?***

Edith Kneifl: Schriftsteller kommen der Realität nicht einmal nahe. Die erfundenen Mordszenen werden von der Brutalität des Alltags übertroffen. Wenn wir an diese Fälle in Österreich denken, Amstetten und Kampusch – ich hätte nicht die Fantasie, das zu erfinden. Ich schreibe harte Psychothriller und lasse mir brutale Szenen einfallen, aber verglichen mit den realen Fällen sind sie harmlos und fast schon lustig.

Wie entwickeln Sie die Fantasie für eine Mordszene?

Aus der Situation heraus. Eine Frau fühlt sich bedroht und greift zu irgendetwas, womit sie sich zur Wehr setzen kann. Im Roman *Allein in der Nacht* tötet sie den Eindringling in ihrer Wohnung mit einer Bohrmaschine. Das ist zwar brutal, aber in der Realität gab es das wohl schon hundertmal.

Österreich sei ein Land der Verliese, schrieben internationale Medien, als der Fall Amstetten publik wurde. Ist das Einkerkern von Mädchen und Frauen etwas spezifisch Österreichisches?

Nein. Gestörte Soziopathen gibt es in allen Ländern. Dass im Fall F. die Ehefrau und die Nachbarn nichts mitbekamen, mag vielleicht mit unserer Autoritätshörigkeit zusammenhängen. Mich schockiert, dass die Unterdrückungsmechanismen so gut funktionieren und ein Mann sich so als Patriarch aufführen kann. Und dass sich Frauen so wenig zu wehren

Psychoanalytikerin Edith Kneifl schreibt Psychothriller. F.: privat

trauen. Sein Machtanspruch, seine Dominanz wurden toleriert, und die Leute sagten über ihn, er hätte gute Manieren.

Herr F. erhält viele Briefe von Frauen – sie wollen seine Seele retten oder fühlen sich von so einem starken Mann beschützt.

Diese Frauen gehören in Therapie.

Viel Klientel.

Da schreibe ich lieber Krimis mit Täterinnen. Ich will keine Opferfrauen auf der Couch. In der therapeutischen Arbeit ist es natürlich wichtig, Opfern zu helfen. Aber Frauen, die solche Männer faszinierend finden, vertrage ich nicht.

Eine Ihrer Krimi-Heldinnen mordete mit Gift. Was empfinden Sie, wenn wenig später ein realer Giftmord passiert?

Ich lese kaum Kriminalberichterstattung, die ist mir zu grauslich.

Warum schreiben Sie dann über Verbrechen?

Beim Schreiben reagiere ich meine eigenen Ängste und Aggressionen ab. Doch Verbrechen faszinieren mich nicht.

Die Leser schon. Was fasziniert an Krimis?

Das Böse wird bestraft, das Gute siegt. Der Krimi bietet viele Identifikationsmöglichkeiten. Wer seine aggressiven Triebe nicht ausleben kann, identifiziert sich mit dem Täter, masochistische Menschen mit dem Opfer. Die meisten identifizieren sich mit dem Ermittler.

Als Analytikerin begleiten Sie Ihre Klienten in die Tiefen der Seele. Haben viele Menschen Mordfantasien?

Kein Kommentar. Das wäre Vertrauensbruch. Aber es sind nicht so viele.

Kinder drücken ihre Wut direkt aus und sagen schon mal, dass sie die Mama tot wünschen.

Solche Fantasien gibt es auch bei Erwachsenen, aber sie sind oft entfremdet. Wenn sich Mütter total sorgen, dass die Kinder verunglücken könnten, kann das auch eine Aggression sein. Die Mutter ist sauer, dass die Tochter in die Disko fährt, oder eifersüchtig, weil der Sohn mit der Freundin unterwegs ist. Eigentlich hat sie eine Stinkwut, aber sie verkehrt sie ins Gegenteil, in mütterliche Fürsorge.

Inspiriert Sie Ihre Arbeit als Analytikerin beim Schreiben?

Sie ist eher hinderlich. Ich darf nichts verwenden, was ich in der Therapie zu hören krieg.

Editorial

Hand aufs Herz: Haben Sie schon einmal daran gedacht, jemandem „einen Gruß zu schicken“? So sagte und tat man(n) im ehemaligen Wiener-Strizzi-Milieu, wenn man jemanden von dafür ausgebildeten Experten schlagen lassen wollte. Nein? Ich schon. Allerdings würde ich es wahrscheinlich selber tun. Es gibt aber auch Menschen, die jemanden umbringen lassen. In manchen Regionen dieser Welt wird dies bereits um zehn US-Dollar angeboten. Mario Koeppl hat hierzu für unser aktuelles Dossier-Thema Mord recherchiert. Arno Maierbrugger bringt einen Artikel zum 40-jährigen „Jubiläum“ der Umtriebe des psychopathischen Serienmörders Charles Manson. Allein sein Foto weckt Unbehagen bei mir. Und für die, welche schon einmal an ein „Rauberl“ gedacht haben, beleuchtet Astrid Kasparek das Thema Bankraub aus nationaler und internationaler Sicht. So viel als Einleitung zum Schwerpunkt Kriminalität in dieser Ausgabe. Wir wünschen informativen Lesespaß. Abschließend noch kurz zur „Euro“: Großes Kompliment an das türkische Team für das Niemals-Aufgeben und das Über-sich-Hinauswachsen. Beispielgebend. Der Titel wäre allein dafür verdient gewesen. Das österreichische Team hat Potenzial, der Türke Korkmaz war der beste Mann, der Kroate Vastic der coolste – was gleichzeitig das Problem des österreichischen Fußballs aufzeigt. Kompliment an die Wiener Polizei, immer dezent präsent. Kompliment an Peter Stöger für fundierte Analysen und an ORF-Kommentator Oliver Polzer für seinen trockenen, subtilen Humor mit passenden Metaphern.

Christian Czaak

Kriminalliteratur: Krimiautoren sind Detektive der Seele. Sie holen das Verdrängte ans Licht

Das Messer, Schätzchen

Krimis und Thriller sind Bestseller. Beim Lesen tauchen wir in die Abgründe der menschlichen Psyche. Und leben eigene aggressive oder masochistische Triebe aus. Doch die Realität ist meist noch viel brutaler.

Frauen begehen nur zehn Prozent der Morde. In Krimis morden sie fleißiger. Da leben Autorinnen ihre Aggressionen aus, und Leserinnen sehen sich als Täterinnen. Foto: Photos.com

Margarete Endl

Sie rammte das Messer in den Körper ihres Lebensgefährten. Elfmal. Übertötet, heißt das unter Polizisten. Sie war selber vom Fach, irgendwie. Als TV-Moderatorin präsentierte sie ungeklärte Verbrechen. Als sie den Killer mehrerer Obdachloser suchte, fand sie ihn in ihrem Lebensgefährten. Der Pharma-Manager hatte die Morde in Auftrag gegeben, um einen missglückten Pharmaversuch zu vertuschen.

Für die meisten war sie nun ein eiskalter Racheengel. Nicht so für Kommissarin Ina Henkel. „Warum hast du dich festnehmen lassen", klagt sie. „Hast wie ein Lämmchen gewartet, das man zur Schlachtbank führt, du dämliche Kuh."

Doch die Gefangene bricht aus und türmt nach Bukarest. Und die Polizistin muss entscheiden, welcher Moral sie bei der Verfolgung folgt – den Gesetzen oder ihrer eigenen Vorstellung von Gut und Böse.

Fiktion? Realität? Ina Henkel ist eine Romanfigur der deutschen Schriftstellerin Astrid Paprotta. Für *Die Höhle der Löwin*, den vierten Krimi um die Kommissarin Ina Henkel, gewann Paprotta 2006 den Friedrich Glauser-Krimipreis für den besten deutschsprachigen Krimi des Jahres.

Heile Familie

Dreimal schoss der 17-Jährige auf seinen Stiefvater, nur einmal traf er am Bein. „Wieso willst du mich umbringen!", brüllte dieser. Da half die Mama, sie brachte einen Baseball-Schläger, damit schlug der junge Mann auf den älteren ein. Der entriss ihm den Baseball-Schläger, die Mutter brachte einen Feuerlöscher. Damit zertrümmerte der junge Mann den Schädel seines Opfers. Dann stach er noch mit einem Messer in seinen Bauch. Als der Mann ganz sicher tot war, verständigte seine Ehefrau den Hausmeister und sagte, ihr Mann sei Opfer eines Raubmords geworden. Doch so viel Gewalt, das weiß die Polizei, gibt es meist nur bei Familiendramen. Im Verhör gestanden die Angehörigen des Opfers. Die Frau sagte, sie konnte seine sexuellen Perversionen nicht mehr ertragen. Der als brav, fleißig, anständig geltende Mann verlangte von ihr bestimmte sexuelle Handlungen: Er führte Gurken in sie ein, sie musste seinen After lecken und seine Exkremente essen, gab sie zu Protokoll.

Fiktion? Nein, Realität. Die Wienerin Andrea H. überredete im März 2007 ihren ältesten Sohn dazu, ihren Ehemann zu ermorden. Für Anstiftung zum Mord wurde Andrea H. zu lebenslanger und ihre mitbeteiligte Mutter zu 18 Jahren Haft verurteilt, der zum Tatzeitpunkt minderjährige Sohn zu neun Jahren Haft.

„Wir Schriftsteller können uns brutale Mordszenen ausmalen, doch die Realität ist immer noch brutaler", sagt Edith Kneifl, österreichische Krimiautorin und Psychoanalytikerin *(siehe Interview auf Seite 2)*. Man denke nur an die Leiden der entführten und weggesperrten Natascha Kampusch, an die von ihrem Vater vergewaltigte und zwei Jahrzehnte eingekerkerte Elisabeth F. samt ihren Kindern. „Ich hätte nicht die Fantasie, das zu erfinden", sagt Kneifl.

> „Derjenige, der noch nie daran gedacht hat, einen anderen umzubringen, der ist mir suspekt."
>
> THOMAS MÜLLER, KRIMINALPSYCHOLOGE

Krimis und Thriller zählen zu den kommerziell erfolgreichsten Büchern. Weil sie die Abgründe in der Psyche der Menschen beschreiben und oft an die eigenen Abgründe anstreifen. Sie bieten Identifikationsfiguren. Das kann der Täter sein oder das Opfer, je nach psychischer Konstitution. „Wer sich mit dem Opfer identifiziert, kann seinen masochistischen Tendenzen nachgeben, gegen die er sich sonst eher schützen muss", sagt Kneifl. „Die Identifikation mit dem Täter erlaubt, aggressive und sadistische Gelüste wenigstens in der Fantasie auszuleben."

„Kriminalschriftsteller sind die Psychoanalytiker der menschlichen Schattenseiten", sagt der holländische Krimiautor Janwillem van de Wetering. Jede Detektivgeschichte läuft ähnlich wie eine Psychoanalyse ab. Schon Sigmund Freud stellte einen Zusammenhang her: „Beim Verbrecher handelt es sich um ein Geheimnis, das er weiß und verbirgt, beim Analysierten um ein Geheimnis, das auch er selbst nicht weiß." Deshalb habe ein Therapeut eine ähnliche Aufgabe wie ein Untersuchungsrichter: das verborgene Psychische aufzudecken.

Dort schlummern viele Gewaltfantasien. Kriminalpsychologe Thomas Müller, der Profile von unentdeckten Tätern erstellt, verdächtigt grundsätzlich jeden, auch sich selbst. In einem *Falter*-Interview sagte er: „Derjenige, der noch nie daran gedacht hat, einen anderen umzubringen, der ist mir suspekt."

Ungestraft morden

Beim Krimilesen kann man die Fantasien ungestraft ausleben. Das Umbringen erledigt schließlich ein anderer. Das Genre der Kriminalliteratur hat in den letzten Jahren stark an literarischer Respektabilität zugelegt. In der englischsprachigen Literatur gelten Edgar Allan Poe und Raymond Chandler schon lange als Klassiker. Nun anerkennen auch Germanisten, dass hochkarätige literarische Werke wie Umberto Ecos *Der Name der Rose* Elemente eines Krimis enthalten oder schlichtweg einer sind. Ebenso hat etwa Friedrich Dürrenmatt – zum Geldverdienen – Kriminalromane geschrieben. Der österreichische Schriftsteller Alfred Komarek hat mit seinen vier Krimis um den Weinviertler Gendarmen Simon Polt eine weitaus höhere Auflage als mit seinen anderen Romanen erzielt. „Der Kriminalfall ist ein Vehikel der Handlung", sagt Komarek. „Eine Methode, einen ruhigen, wortkargen Lebensraum durch die größtmögliche Störung zugänglich zu machen. Weil er die Oberflächlichkeit aufreißt und das Verdrängte und Versteckte durch den Krimi rauskommt."

> „Kriminalschriftsteller sind die Psychoanalytiker der menschlichen Schattenseiten."
>
> J. VAN DE WETERING, KRIMIAUTOR

Im wirklichen Leben ist Mord, im Verhältnis zu anderen Arten des Ums-Leben-Kommens, relativ selten. Im Straßenverkehr gibt es in Österreich fünfmal so viele Tote. 2006 gab es 723 Verkehrstote und 146 Morde. Am gefährlichsten ist der Mensch, dem man im Spiegel gegenübersteht: 1293 Selbstmorde zählte man. Wobei Morde und Suizide je nach Kultur, Region und Land stark schwanken. In Österreich erhängt man sich eher, in den USA erschießt man lieber die anderen.

Die Täter sind auf der ganzen Welt fast ausschließlich männlich. In Österreich und Deutschland werden rund 90 Prozent der Morde von Männern begangen. Die Hälfte aller Morde geschieht innerhalb der Familie.

Wutstau, der Dämme bricht

„Männer haben zu wenig gelernt, über ihre Gefühle zu reden", sagt Maria Rösslhumer, Geschäftsführerin des Vereins Autonome Österreichische Frauenhäuser. „Wenn sich Probleme aufstauen, kann das zu einer Eskalation von Gewalt, Morddrohungen und Mord führen." Besonders häufig passiert das, wenn sich die Partnerin trennen will, die Scheidung verlangt. Männer ertragen den Verlust schwer – vor allem ertragen sie nicht, die Kontrolle zu verlieren, ihren „Besitz" aufgeben zu müssen. Und von einem anderen Mann ausgestochen zu werden.

Auch die gemeinsamen Kinder sind bei einer Trennung in Lebensgefahr. „Ich wollte *sie* bestrafen", sagte ein Mann, der seinen zehnjährigen Sohn erstickt hatte, kürzlich vor Gericht. Eigentlich hatte er seine Frau töten wollen, aber keine Gelegenheit dazu gefunden.

Frauen töten eher aus Notwehr. Rösslhumer: „Oft ist es eine Reaktion darauf, dass sie jahrelang Gewalt und Erniedrigung erdulden mussten."

Forschung

Kriminalforschung im Ausbau

Von der Kinderpolizei bis hin zur Kriminalanalyse: Die Tätigkeit von Wissenschaftlern zur Erforschung und Unterstützung der Arbeit im Dienste der Sicherheit ist breit gefächert. Expansion ist angesagt.

Rund 80.000 Kinderpolizisten gibt es bereits in ganz Österreich. Kinderpsychologen haben das Projekt nach der Idee eines Vorarlberger Gendarms entwickelt. Foto: BMI

Christine Wahlmüller

Ein schönes Vorzeigeprojekt ist die Kinderpolizei. Alle Bundesländer bis auf Salzburg machen beim Projekt „Kinderpolizei" mit, das im Jahr 2000 in Vorarlberg entstanden ist. Jedes Kind im Alter von fünf bis zwölf Jahren (in Wien erst ab der zweiten Klasse) hat die Möglichkeit, Kinderpolizist zu werden. Jedes Kind, das an einer Kinderpolizeiveranstaltung erfolgreich teilnimmt, erhält im Anschluss einen Kinderpolizistenausweis. Ende 2007 gab es bereits rund 80.000 Kinderpolizisten.

Die prinzipielle Idee dazu stammte vom Vorarlberger Sicherheitsbeamten Markus Amann, der Kinderpsychologen das Projekt wissenschaftlich erarbeiten ließ. 2003 gewann die Vorarlberger Kinderpolizei den Verkehrssicherheitspreis des Kuratoriums für Verkehrssicherheit. Daraufhin beschloss der damalige Innenminister Ernst Strasser, das Projekt Kinderpolizei auf ganz Österreich auszuweiten.

Kriminalanalyse expandiert

Weitaus ernsteren Charakter weist hingegen die Tätigkeit der Abteilung vier des Bundeskriminalamts auf: die Kriminalanalyse. Die Abteilung besteht seit 2002. „Damals haben wir uns Europol, Interpol und das Bundeskriminalamt Wiesbaden angesehen", erinnert sich Abteilungsleiter Paul Marouschek. Seine Abteilung ist in vier Büros untergliedert: operative und strategische Kriminalanalyse, kriminalpolizeiliche Informationslogistik, Kriminalstatistik und kriminalpsychologischer Dienst. Derzeit sind 33 Mitarbeiter beschäftigt, an einen Ausbau wird gedacht.

Nach weiteren Mitarbeitern wird auch via Internet gesucht. „Vor allem brauche ich dazu wissenschaftliches Personal", betont Marouschek. Zurzeit wird eng mit einigen einschlägigen Institutionen kooperiert, etwa mit dem Institut für Wissenschaft und Forschung der Sicherheitsakademie (SIAK) im Ministerium, mit dem Institut für Strafrecht und Kriminologie an der Universität Wien sowie mit Joanneum Research in Graz.

„Mit den Steirern sind wir gerade dabei, Modelle in puncto Verbesserung bei Trends und Prognosen der Kriminalität zu entwickeln", erklärt Marouschek. Denn ein wichtiger Faktor der Kriminalanalyse ist die Ursachenforschung. Wenn es etwa mehr Wohnungseinbrücke in einem Gebiet gibt, interessiert die Kriminalanalysten, warum das so ist. Auch die kriminellen Effekte von Großveranstaltungen wie der „Euro 2008" oder die Effekte der Schengen-Erweiterung werden genau analysiert.

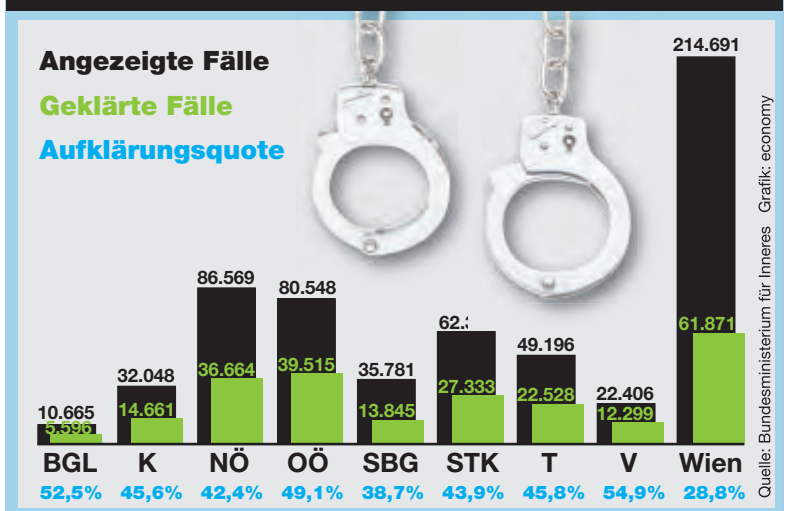
Austrian Crime Info System

Die Analysten vertrauen dabei auf ein System, das in Zusammenarbeit mit Joanneum Research entwickelt wurde: dem Austrian Crime Information System (ACIS). Nicht nur, dass alle Delikte, sobald angezeigt, via Sicherheitsmonitor sofort bei allen Exekutivbeamten verfügbar sind, es ist außerdem ein Frühwarnsystem integriert. „Da haben wir 900 Schwellwerte eingespeist", erklärt Marouschek. Das System rechnet alle drei Stunden (Konfindenzintervall) ein Update. Wird etwa die eingestellte Anzahl von Taschendiebstählen einer zuvor definierten Region um mehr als 20 Prozent überschritten, dann werden die zuständigen Beamten via Automail informiert.

„Derzeit beschäftigen wir uns in Kooperation mit Joanneum Research mit der Entwicklung von kriminogenen Faktoren", berichtet Marouschek. Dabei geht es darum, letztlich vergleichbare Gebiete mit gleichen Eigenschaften zu finden, um in Zukunft verbesserte Prognosen und Planung zu ermöglichen. So wird es leichter, rechtzeitig entsprechende Gegenmaßnahmen zu künftigen Ereignissen einzuplanen. Mittels des Geografischen Informationssystems (GIS) lassen sich die Gebiete zudem für die Beamten immer besser visualisieren, auch hier gibt es wissenschaftliche Kooperationen mit Geografen und IT-Experten. „Wir brauchen noch viel mehr an wissenschaftlichem Know-How", gibt sich Marouschek noch nicht zufrieden.

www.kinderpolizei.at
www.bmi.gv.at/kriminalpolizei
www.univie.ac.at/kriminologie

Kriminalstatistik Österreich 2007



Im Jahr 2007 wurden in Österreich 594.240 Straftaten angezeigt. Das bedeutet zwar ein leichtes Plus von 0,8 Prozent, es wurde aber trotzdem der kontinuierliche Rückgang gegenüber den Anfangsmonaten des Jahres 2007 fortgesetzt. War im Jänner noch eine Steigerung von 10,8 Prozent zu verzeichnen, so sank diese bereits im Juli auf 3,9 Prozent und betrug im Dezember nur mehr 0,8 Prozent. Das bedeutet gegenüber dem Jänner 2007 ein Minus von genau zehn Prozentpunkten. Die Aufklärungsquote beträgt 39,4 Prozent – sie ist damit gegenüber 2006 um 0,5 Prozentpunkte angestiegen. In absoluten Zahlen wurden 2007 4885 Delikte mehr aufgeklärt als 2006. *kl*

Special Wissenschaft & Forschung

Jugendlicher Forschergeist

Das Programm „Sparkling Science“ setzt auf einen unbeschwerten Zugang zur komplexen Welt der Wissenschaft.

Sonja Gerstl

Am Anfang war die Kinder-Uni, wo echte Professorinnen und Professoren geduldig und kompetent all jene Fragen beantworten, die sich Kinder im Alter von acht bis zehn Jahren in regelmäßigen Abständen stellen. Die Praxis hat gezeigt, dass auch die Erwachsenen neugierig auf die Antworten waren, die dort gegeben wurden. Schließlich waren sie diese ihren Kindern oft genug schuldig geblieben. Hand aufs Herz: Wer weiß schon auf die Schnelle, warum der Mensch vom Affen abstammt und nicht umgekehrt?

Gelebte Partnerschaft

„Forscherkarrieren“, so ist Wissenschaftsminister Johannes Hahn, überzeugt, „beginnen im Klassenzimmer.“ Dort also, wo man in den ersten Jahren bestenfalls bestrebt ist, das Alphabet und und das Einmaleins zu vermitteln, dort sitzen sie – die zukünftigen Wissenschaftler der Nation. Und dieses Potenzial gilt es zweifelsohne zu fördern.

Die Initiative „Sparkling Science“ setzt auf eine gelebte Partnerschaft zwischen Wissenschaft und Schule – eine Partnerschaft, von der beide Seiten gleichermaßen profitieren. Denn der Blickwinkel und die Begeisterung, mit der die jungen Forscherinnen und Forscher sich den Rätseln der Welt nähern, kann schließlich durch nichts ersetzt werden. „‚Sparkling Science‘ schafft spielerisch, woran das System nur allzu oft scheitert – nämlich Hürden und Ängste vor wissenschaftlichen Arbeiten, vor allem vor naturwissenschaftlicher und mathematischer Erkenntnis zu bezwingen und neue Optionen zu eröffnen. Wenn ich mir ansehe, mit wie viel Eifer und Forscherdrang unsere Kinder und Jugendlichen in die Welt von Wissenschaft und Forschung eintauchen, welche großartigen und kreativen Projekte bislang bei uns im Ministerium eingereicht wurden, dann mache ich mir keine Sorgen, dass uns die Impulse ausgehen“, erklärt Hahn.

Spielerischer und vorurteilsfreier Zugang: Kinder und Jugendliche finden sich in der Welt der Wissenschaft und Forschung oftmals deutlich besser zurecht als so mancher Erwachsene. Foto: Fotolia.com

Das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung fördert im Rahmen des 2007 erstmals ausgeschriebenen Programms „Sparkling Science“ „State of the Art“-Forschung in allen Forschungsfeldern – jedoch mit der spezifischen Bedingung, dass Schüler aktiv am Forschungsprozess mitwirken müssen. Insgesamt 7,5 Mio. Euro stehen für dieses ambitionierte Projekt zur Verfügung, sechs davon kommen aus dem Wissenschaftsministerium.

Enormes Interesse

Bis dato wurden für das heurige Jahr rund 200 Anträge für „Sparkling Science“ eingereicht – 67 wurden für eine Laufzeit zwischen einem halben und drei Jahren ausgewählt. In Summe waren mehr als 7000 Schülerinnen und Schüler sowie 400 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus rund 50 Fachgebieten an fast allen österreichischen Universitäten beteiligt. Aus den prämierten Einreichungen entstehen im Sommer 2008 insgesamt 31 Forschungsprojekte, die mit bis zu 170.000 Euro dotiert sind. Darüber hinaus werden für eine Laufzeit von zehn Jahren jedes Jahr weitere drei Mio. Euro ausgeschüttet. Vertreten ist eine Vielzahl von Forschungsgebieten, darunter Physikalische Chemie, Klimatologie, Risikoforschung, Genderforschung, Politikwissenschaft, Didaktik und zahlreiche andere.

www.sparklingscience.at

Rückzug der Gletscher

Österreichische Schüler dokumentierten das Schmelzen des Eises.

Das Europa- und Bundesrealgymnasium Salzburg-Nonntal finalisierte dieser Tage ein ambitioniertes Projekt, das sich am Beispiel des Dachsteins mit den Perspektiven österreichischer Skigebiete befasste. Begleitet wurde die umfassende Untersuchung, die unter dem Titel „Schools on Ice“ firmierte, von Wissenschaftlern der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Technischen Universität Wien. Darüber hinaus waren zwei weitere Schulen (das BG Traun und das BG Wien 21) an dem Polarforschungsprojekt beteiligt.

Forschung vor Ort

Die Schülerinnen und Schüler kamen auch vor Ort zum Einsatz und kartierten unter anderem die Eisränder der Gletscher in den österreichischen Alpen. Diese Arbeit liefert wertvolle Informationen darüber, wie weit sich das Eis bislang schon zurückgezogen hat.

Der Klimawandel bedingt, dass sich das Eis auf den Gletschern sukzessive in höhere Lagen zurückzieht. Foto: Fotolia.com

Zum Einsatz kamen dabei hochmoderne GPS-Geräte. Die Vermessung selbst wurde – mit tatkräftiger Unterstützung durch das Expertenteam – von den Schülerinnen und Schülern eigenständig durchgeführt.

Aber auch im Klassenzimmer wurde geforscht. So etwa bestand die Möglichkeit, anhand von historischen und aktuellen Satellitenbildern die Veränderungen der Eisbedeckung in den Polargebieten zu verfolgen. Dramatisches Ergebnis der Nonntaler Schulklasse: Bei gleichbleibender Einsinkrate wird der Schladminger Gletscher voraussichtlich in rund 18 Jahren verschwunden sein. *sog*

Welt im Wandel

Projekt untersucht regionale Auswirkungen.

Nicht nur der allgegenwärtige Klimawandel zeichnet für eine kontinuierliche globale Veränderung verantwortlich. Auch wirtschaftliche und soziale Faktoren prägen unser Umfeld. So etwa schlagen sich derlei Entwicklungen in einer veränderten Nutzung und Gestaltung der Landschaft nieder. Das Projekt „future.scapes“ versucht, lokale Antworten auf globale Fragen zu finden. Im Wesentlichen geht es dabei darum, welche Auswirkungen auf Gesellschaft und Landschaft feststellbar sind.

Exemplarisch dafür wurden drei Regionen in Österreich erfasst – nämlich die Stadtregion Steyr (Oberösterreich) als „urban.scapes“, Gars am Kamp (Niederösterreich) als „agriscapes“, also eher ländlich geprägte Region, und die Region Montafon (Vorarlberg) als „mountain.scapes“. Für alle drei Regionen werden sozioökonomische, ökologische und raumstrukturelle Auswirkungen des globalen Wandels aufgezeigt. Mit in dieses Projekt eingebunden sind Volksschüler, die sich via Fotografie und selbst angefertigter Zeichnungen potenziellen Zukunftsszenarien ihrer Wohnumgebung annähern. *sog*

www.systemsresearch.ac.at/projects/futurescapes

Zukunftsszenarien für ländliche Regionen. Foto: Fotolia.com

Special Wissenschaft & Forschung

Verbesserte Beweissituation

Neue Anwendungsgebiete der Radiologie sollen künftig für mehr Rechtssicherheit in Gerichtsverfahren sorgen.

Sonja Gerstl

Die klinische Gerichtsmedizin, also die medizinische Begutachtung von lebenden Personen im Zusammenhang mit rechtlich relevanten Fragestellungen, hat in den vergangenen Jahren stark an Bedeutung gewonnen. Gründe dafür sind unter anderem eine höhere gesellschaftliche Sensibilisierung hinsichtlich häuslicher und sexueller Gewalt und Gewalt gegenüber Kindern, aber auch hinsichtlich möglicher medizinischer Behandlungsfehler. Diese Untersuchungen sind bis heute jedoch auf eine Besichtigung des Körpers von außen beschränkt; innere Verletzungsbefunde stehen für eine Begutachtung oftmals bedauerlicherweise nicht zur Verfügung.

Die moderne Medizin hilft, Gerichtsverfahren entscheidend zu verkürzen. Neue Technologien und neue Anwendungsgebiete ermöglichen bessere Befunde. Foto: Fotolia.com

Nachweisbare Befunde

Nun wird das neue Ludwig Boltzmann Institut für klinisch-forensische Bildgebung (Ludwig Boltzmann Institute for Clinical Forensic Imaging, LBI-CFI) in Graz unter der Leitung von Kathrin Yen Verfahren zur Erfassung von inneren Verletzungsbefunden als Grundlage für forensische Gutachten entwickeln. Bis heute stellt die äußere Untersuchung die einzige Möglichkeit zur Beweismittelerhebung und -dokumentation an Opfern und Tätern dar. Mittels radiologischer Verfahren wie Computertomografie (CT) und Magnetresonanztomografie (MRT) können jetzt auch in der Gerichtsmedizin zusätzliche, objektiv nachweisbare Befunde von inneren Verletzungen erhoben sowie Art und Grad der ausgeübten Gewalt gegen die untersuchte Person eingeschätzt werden. Gemeinsam mit Kriterien zur Bewertung dieser Befunde als Basis für das gerichtsmedizinische Gutachten wird dies künftig einen ganz wesentlichen Beitrag zur Rechtssicherheit leisten.

Da dem Gerichtsmediziner die wichtige Funktion eines „Übersetzers“ zwischen der Medizin und den Gerichten zukommt, werden auch neue Visualisierungsmöglichkeiten entwickelt, die die Ergebnisse für medizinische Laien verständlich und nachvollziehbar machen. Somit soll das LBI-CFI ein neues Anwendungsgebiet der Radiologie erschließen und internationale Standards für Indikationen, Durchführung, Auswertung und Interpretation der forensisch-radiologischen Verfahren setzen. Von juristischer Seite werden die rechtlichen Grundlagen für die Einführung von CT und MRT als Teil der Beweismittelerhebung im Gerichtsverfahren erstellt.

Mittelfristiges Ziel des Instituts ist es, die Rechtssicherheit für Betroffene nach erlittener Gewalt zu erhöhen. Zudem steht zu erwarten, dass es durch die verbesserte Beweissituation zu kürzeren Gerichtsverfahren kommen wird. Aus humanitärer Sicht wiederum ist aufgrund der verbesserten Beweislage vor allem eine Stärkung der Situation von Opfern nach erlittener Gewalt im Gerichtsverfahren zu erwarten. Denn letztlich bedarf es weniger intensiver Befragungen zu belastenden Ereignissen, wenn die objektive Beweisgrundlage ausreicht.

In einer weltweiten Zusammenarbeit sollen nun die Grundlagen für eine standardisierte Anwendung von CT und MRT in der Gerichtsmedizin und bei Gerichtsverfahren gelegt werden. Partner sind die Universität Graz, Siemens Medical Solutions (Erlangen), das Institut für Strafrecht, Strafprozessrecht und Kriminologie der Karl-Franzens-Universität Graz sowie das Oberlandesgericht Graz in Abstimmung mit dem Bundesministerium für Justiz.

Für mehr Exzellenz und Langfristigkeit

Attraktive Arbeitsplätze: Neue Ludwig Boltzmann Institute müssen einer Vielzahl von Kriterien entsprechen.

Die österreichische Forschungspolitik verfolgt das Ziel, sowohl die Qualität der Forschung in Österreich insgesamt zu heben als auch Spitzenforschung auf internationalem Niveau in Österreich in größerem Umfang zu ermöglichen. Dadurch sollen unter anderem die Qualität und Attraktivität des Standorts gehoben und seine internationale Wettbewerbsfähigkeit verbessert werden.

Ludwig Boltzmann Institute (LBI) entsprechen dem Exzellenz- und Langfristkriterium und sind daher auch als Beitrag zu dieser Strategie zu verstehen. Als Fädenzieher im Hintergrund fungiert die Ludwig Boltzmann Gesellschaft, eine private, gemeinnützige Trägerorganisation, die für die Errichtung und den Betrieb von Ludwig Boltzmann Instituten in Österreich zuständig ist.

Wesentliche Merkmale der LBI sind ein eigenständiges Profil sowie internationale Sichtbarkeit. Zielsetzungen sind neben hohen Standards, sowohl der fachlichen Kompetenz als auch der organisatorischen Ausstattung, auch eine klar abgegrenzte thematische Ausrichtung auf konkrete Fragestellungen am Übergangsbereich von öffentlichem und privatem Sektor mit hoher gesellschaftlicher Relevanz. Parallel dazu dienen LBI auch als Sprungbrett für Nachwuchsforscher aus der ganzen Welt – und das nicht zuletzt deshalb, weil diese auch risikoreiche, ergebnisoffene Forschungsprogramme ermöglichen. Die Forschung selbst ist auf eine mittelfristige Nutzungsperspektive ausgerichtet, und zwar in dem Ausmaß, dass die Anwender genügend Anreize haben, in diese Forschung und deren Weiterentwicklung und Anwendung oder Verbreitung zu investieren.

Ludwig Boltzmann Institute können in den Bereichen der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften und der Humanmedizin mit angrenzenden Themenfeldern wie zum Beispiel Ingenieur- und Naturwissenschaften, medizinische Biotechnologie, Bioinformatik oder Telemedizin gegründet werden. Die neuen Ludwig Boltzmann Institute sollen am Ende der Aufbauphase eine Anzahl von mindestens 15 Mitarbeitern im medizinischen und mindestens zehn im Bereich der Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften erreichen. Der Aufbau soll nach zwei Jahren abgeschlossen sein. Durch diese Richtgrößen soll gewährleistet werden, dass LBI attraktive Arbeitsplätze werden, in denen Management-Instrumente und Unterstützungsstrukturen entwickelt und eingerichtet werden. *sog*

www.lgb.ac.at

Innovative Forschung braucht Raum und Förderung, um sich entsprechend entfalten zu können. Foto: Fotolia.com

Info

Am 17. November 2008 startet die Ludwig Boltzmann Gesellschaft die 3. Ausschreibung zur Einrichtung von neuen Ludwig Boltzmann Instituten. Antragsberechtigt sind Konsortien mit jeweils mindestens einer forschungsdurchführenden und einer forschungsanwendenden Partnerorganisation. Als Zielgruppe für die Leitungsfunktion eines Ludwig Boltzmann Instituts spricht die LBG insbesondere 30 bis 40jährige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an. Für diese Personen soll die Leitung eines LBI mit rund 10 bis 15 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein attraktiver Karriereschritt sein. Mehr Informationen zur kommenden Ausschreibung finden Sie in Kürze unter

www.lbg.acm

Special Wissenschaft & Forschung erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.

Teil 36

Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.
Redaktion: Ernst Brandstetter

Technologie

Im Visier der Datendiebe

Immer noch sind PC und Server die beliebtesten Angriffspunkte für Attacken über das Internet. Social-Networking-Plattformen wie My Space oder Xing werden wegen der Sorglosigkeit der Anwender zu beliebten Zielen.

Eine ganze Branche lebt von den Gefahren, die über das Internet verbreitet werden. Sie rüstet sich mit Experten und weltweit vernetzten Überwachungszentren gegen mögliche Pandemien. F.: Symantec

Klaus Lackner

Nicht jugendliche Hacker, sondern organisierte Kriminalität, Geheimdienste und eigene Mitarbeiter sind für einen Großteil der Attacken auf die IT-Sicherheit von Unternehmen verantwortlich. So lautete der einhellige Tenor von Experten bei einer Podiumsdiskussion im Rahmen der APA-E-Business-Community in Wien vor wenigen Monaten. „Kriminelle haben den Marktplatz Internet mehr und mehr in Besitz genommen, wodurch sich die Situation grundlegend verändert“, erklärte Leopold Löschl, Leiter des Büros für Computer- und Netzwerkkriminalität im Bundeskriminalamt.

Angriffe auf die IT-Sicherheit hätten inzwischen großteils einen wirtschaftlichen Hintergrund. Eine relativ neue Bedrohung seien Bot-Netzwerke, bei denen Computer gekapert und zu Zombie-Rechnern gemacht werden. „Wir hatten einen Fall, bei dem Russen Unternehmen im Bereich Online-Gaming damit erpresst haben, ihre Websites lahmzulegen. Auch Österreich war davon betroffen“, erzählte Löschl. Durch Systemausfälle seien Schäden in sechsstelliger Höhe entstanden. „Das war einer der ersten Fälle, die zu einer Verurteilung in Russland geführt haben, weil es dort eigentlich keine konkreten Cybercrime-Bestimmungen gibt. Die drei Haupttäter sind zu acht Jahren Haft verurteilt worden.“

Gefahr aus dem Inneren

„Viele der technisch hervorragend geschützten Unternehmen sehen die Mitarbeiter und Kunden nicht als Mittelpunkt ihrer Aktivitäten. Daraus resultieren oft herrliche Angriffspunkte für Kriminelle und Mafiosi“, ergänzte Maximilian Burger-Scheidlin, Geschäftsführer der ICC Austria, die Teil der Internationalen Handelskammer ist. Die Professionalisierung der Spionage und Produktpiraterie schreite munter voran. „Gut organisierte Gruppen wollen immer mehr Geld – nur unser Management steckt vielfach den Kopf in den Sand und glaubt, mit tollen technischen Lösungen das Auslangen zu finden“, kritisierte Burger-Scheidlin.

> „Angriffe auf die IT-Sicherheit haben großteils einen wirtschaftlichen Hintergrund.“
> LEOPOLD LÖSCHL, BUNDESKRIMINALAMT

„Der Fokus auf imaginären Feinden, die von außen angreifen, ist nicht sinnvoll. Denn der Mitarbeiter sitzt direkt im Unternehmen und hat Zugriff auf eine Vielzahl von Daten“, gab sich Christian Hohenegger, Experte für IT-Security bei Capgemini, überzeugt. Die Umsetzung von Sicherheitsmaßnahmen sei nach wie vor auf technische Maßnahmen konzentriert, interne Bedrohungen würden hingegen unterschätzt.

Aber auch etablierte, häufig besuchte Internet-Portale sowie Social-Networking-Seiten rücken ins Visier der Cyberkriminellen. Davon ist die breite Masse betroffen. Das ist eine der Kernaussagen des aktuellen Internet-Sicherheitsreports von Symantec, einem Anbieter für IT-Sicherheitslösungen.

Web 2.0 birgt neue Risiken

Zwar bleibt der Computer Angriffsziel Nummer eins, um an finanziell verwertbare Anwenderdaten zu gelangen, doch das Vertrauen in etablierte Webseiten und der unbedarfte Umgang mit persönlichen Infos ermöglichen immer gezieltere Phishing-Attacken. Dementsprechend ist die Zahl der Server, auf denen betrügerische Webseiten gehostet werden, im zweiten Halbjahr 2007 weltweit um 167 Prozent auf 87.963 gestiegen. Zudem nutzen Angreifer seitenspezifische Schwachstellen aus, um über Shotgun-Angriffe (zeitgleiche Attacken über verschiedene Schwachstellen) Trojaner und Spionage-Tools in Computer einzuschleusen. Meist ist es nicht einmal notwendig, dass der Anwender bewusst etwas herunterlädt oder anklickt. Solche Drive-by-Downloads sind mittlerweile Standard der Angreifer.

„Professionell, organisiert und hochflexibel sind die Attribute, die den Wandel der Cyberkriminalität zu einer globalen Untergrundwirtschaft am besten beschreiben“, resümiert Symantec-Experte Candid Wüest.

Technologie

Notiz Block

Navigationsschuh für Polizisten

Ein spezieller Navigationsschuh soll künftig helfen, Polizisten beim Einsatz in unwegsamem Gelände zu orten. Das Bundeskriminalamt (BKA) in Wiesbaden und das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt arbeiten an der Entwicklung eines solchen neuartigen, hochtechnologischen Geräts. Mit dem Navshoe können sich Polizisten demnach etwa bei einem Antiterroreinsatz gegenseitig orten. Der Einsatzleiter weiß dann auf einen Meter genau, wo sich die einzelnen Beamten befinden. Nach BKA-Angaben sind die wahrscheinlich in der Schuhsohle der Polizisten befestigten Geräte aber nicht nur für Beamte des Bundeskriminalamts gedacht. Sie sollen auch anderen Polizeieinheiten bei entsprechenden Einsätzen im In- und Ausland zur Verfügung stehen. Das gemeinsame Projekt ist Ergebnis der am 4. Juni vereinbarten Zusammenarbeit zwischen dem BKA und dem Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR). Neben dem Navigationsschuh soll die Kooperation auch den Einsatz von Satellitenbildern zur Unterstützung der Polizeiarbeit und weitere Projekte umfassen.

Rückgang bei Software-Piraterie

Während in Österreich die Software-Piraterie zurückgeht, ist sie weltweit auf dem Vormarsch: Hierzulande ist der Anteil unlizenzierter Software im Vorjahr um einen Prozentpunkt auf 25 Prozent zurückgegangen. Der Umsatzausfall machte 108 Mio. Euro aus – rund 9 Mio. Euro weniger als 2006. Weltweit ist der Raubkopie-Anteil 2007 dagegen auf 38 Prozent (plus drei Prozentpunkte) angestiegen. Der Umsatzausfall für die internationalen Hersteller kletterte um acht Mrd. auf 48 Mrd. US-Dollar, so das Ergebnis der Studie des Marktforschungsinstituts IDC, die im Auftrag der Business Software Alliance (BSA) durchgeführt worden ist. Nicht nur in Österreich, sondern auch in vielen westlichen Staaten sei die Piraterierate 2007 leicht gesunken, heißt es. Der Umsatzausfall sank entweder oder stagnierte. EU-weit verringerte sich der Anteil raubkopierter Software von 36 auf 35 Prozent, die Schadenssumme sank trotz der Erweiterung des Staatenbundes um Bulgarien und Rumänien von 8,8 auf 8,5 Mrd. Euro. EU-weit hat Luxemburg die niedrigste Piraterierate (21 Prozent). Im internationalen Ranking liegt das Land hinter den USA (20 Prozent) auf dem zweiten Platz. Als weitere „Musterknaben" gelten Neuseeland mit einer Piraterierate von 22 Prozent, Japan (23 Prozent) sowie Belgien, Dänemark, Finnland, Österreich, Schweden und die Schweiz (je 25 Prozent).

iPods fördern US-Kriminalität

iPods und andere mobile Geräte sind die Ursache für gesteigerte Kriminalitätsraten in den USA. Diese These vertreten zumindest Forscher des Urban Institute in Washington, die davon ausgehen, dass ein Zusammenhang zwischen der Popularität von iPods und gesteigerten Kriminalitätsraten in den Jahren 2005 und 2006 besteht. Während sich in den USA die Kriminalfälle seit 1991 rückläufig entwickelten, gab es 2005 und 2006 wieder eine deutliche Zunahme. Genau in diesen Jahren gelang auch dem iPod der Durchbruch in den Mainstream. FBI-Statistiken belegen, dass die Zahl der Raubüberfälle zwischen den Jahren 2004 und 2005 von 137 auf 141 pro 100.000 Einwohner nach oben kletterte. 2006 waren es dann mit 149 Überfällen noch einmal deutlich mehr. Im gleichen Zeitraum nahmen auch die iPod-Verkäufe deutlich zu. Während Ende 2004 erst rund fünf Mio. Geräte in Umlauf waren, lagen die Verkäufe 2006 bereits bei knapp 90 Mio. – für die Forscher eine Verbindung. *APA/kl*

Umstrittene Novelle: Das Sicherheitspolizeigesetz in Anwendung

3863 Auskunftsverlangen der Polizei in vier Monaten

Branchenexperten warnen vor den Folgen der zügellosen Internet- und Handy-Überwachung durch den Staat. Sie sehen die von ihnen erfundenen Technologien von Beamten missbraucht.

Klaus Lackner

Die Ermittler des Innenministeriums haben es vor allem auf Telefonverbindungsdaten abgesehen. Foto: kl

Einen „Aufschrei in der Branche" hat die mit Internet-Überwachung und Handy-Ortung assoziierte Novelle des Sicherheitspolizeigesetzes (SPG) laut Gerald Futschek, Präsident der Österreichischen Computer Gesellschaft (OCG), verursacht. Einen zentralen Grund dafür sieht der Mitinitiator der „Initiative für den Schutz vor dem Überwachungsstaat" darin, dass die von Forschern entwickelten Informationstechnologien „einfach missbraucht werden gegen die Freiheit und Grundrechte der Menschen". Im Zuge einer Veranstaltung an der Technischen Universität (TU) Wien im Mai dieses Jahres unterstrichen die Experten die „gemeinschaftliche Verantwortung" der Informatiker.

Die am 1. Jänner in Kraft getretene Novelle des SPG ermöglicht der Exekutive, ohne richterliche Genehmigung an Auskünfte über Handy- und Internet-Daten der Nutzer zu gelangen. Die Novelle liefert die Berechtigung, unter anderem Auskünfte „von Betreibern öffentlicher Telekommunikationsdienste und sonstigen Diensteanbietern über Namen, Anschrift und Teilnehmernummer eines bestimmten Anschlusses, über IP-Adressen zu einer bestimmten Nachricht und den Zeitpunkt ihrer Übermittlung sowie über Namen und Anschrift eines Benutzers, dem eine IP-Adresse zu einem bestimmten Zeitpunkt zugewiesen war" einzuholen, so Hannes Werthner vom Institut für Software-Technik der TU Wien. Die Auskunft sei zudem „unverzüglich und kostenlos zu erteilen".

Gesetz ohne Begutachtung

Um ihre „Verantwortung als Hochschullehrer" wahrzunehmen und ihre Bedenken gegen die im Dezember im Eilverfahren beschlossene Novelle – ohne vorhergehende Begutachtung – zum Ausdruck zu bringen, initiierten Futschek und Werthner gemeinsam mit Grünen-Sicherheitssprecher Peter Pilz eine Petition für eine Änderung des Gesetzes. Diese wurde bisher von 25.000 Bürgern unterschrieben und wartet auf die Stellungnahme des Innenministers. Mit der Petition soll erreicht werden, dass die Novelle doch noch im Innenausschuss behandelt wird.

„Verfassungsrechtliche Probleme" bringt die Novelle für Wolfram Proksch, Rechtsexperte des Departments für Raumentwicklung der TU Wien; er verweist unter anderem auf das Fernmeldegeheimnis und den Schutz der Privatsphäre. Auch im Zusammenhang mit Bestimmungen der Europäischen Menschenrechtskonvention seien „die Bestimmungen viel zu vage gehalten". Für den Anwalt fordern sie „einen Missbrauch geradezu heraus, greifen völlig unverhältnismäßig in das Grundrecht auf Privatsphäre und in das Grundrecht auf Familienleben ein und sind aus diesem Grund auch verfassungswidrig". Die Grünen haben bereits eine Verfassungsklage eingereicht. Proksch vertritt als Anwalt Mandanten, die beim VfGH Beschwerden zu den neuen Bestimmungen eingebracht haben: „Sie werden vermutlich vom Verfassungsgerichtshof im Herbst bearbeitet."

Reale Abfragen sind laut den Experten nur schwer zu beziffern: „Kolportiert werden Zahlen von rund 20.000 Abfragen im vergangenen Jahr und ein sprunghafter Anstieg um mehr als 200 Prozent in diesem Jahr", sagt Proksch. 3863 Auskunftsverlangen hat die Polizei laut Innenministerium in den ersten vier Monaten des laufenden Jahres gestellt. Ein durch Proksch vertretener Provider, der rund 10.000 Vertragspartner in Österreich hat, verzeichnet „rund 30 Abfragen im Monat". Bei 20.000 Abfragen im Jahr sei die im Gesetz vorgesehene Kontrolle der Abfragen durch einen Rechtsschutzbeauftragten, „der wiederum dem Ministerium weisungsgebunden und dort organisatorisch eingegliedert ist", eine Farce.

Europäische Bürgerinitiative

„Es geht nicht nur um die juridische Argumentation", meint Werthner. Es würde auch um politische und wirtschaftliche Machtverhältnisse gehen, „die manchmal – und manchmal nicht – in Gesetze gegossen werden". Das hätten etwa die Terroranschläge vom 11. September 2001 und die im Anschluss daran von den USA und ebenso von Europa gezogenen Konsequenzen gezeigt. Auch auf europäischer Ebene sieht Werthner Handlungsmöglichkeiten: „Man könnte das Thema der digitalen Privatsphäre durchaus zum Gegenstand einer europäischen Bürgerinitiative machen." Hier hätten etwa auch die Informatiker und Wirtschaftsinformatiker die Möglichkeit, sich entsprechend zu positionieren.

Wo UNIQA sich sicher fühlt …

… und durch Outsourcing die Konzentration auf das Wesentliche erzielt.

- IT Operations
- **Outsourcing**
- Security Services
- Software Solutions
- Client Management
- Output Services

UNIQA verlässt sich auf den sicheren und hochverfügbaren IT-Betrieb der Raiffeisen Informatik. Wir betreuen den Versicherungskonzern schon seit 2004 in allen IT-Belangen, national und international und übernehmen die gesamte Verantwortung für einen kostengünstigen und zuverlässigen IT-Betrieb. Widmen auch Sie sich in Ruhe der Erfüllung Ihrer Kernaufgabe – wir kümmern uns darum, dass ihre IT reibungslos läuft!

Nähere Informationen und Ansprechpartner auf www.r-it.at oder unter 01-21136-3870

RAIFFEISEN INFORMATIK

ED_61-08_09_T.indd 9 09.07.2008 16:11:46 Uhr

Technologie

Keine Angst vor der Zukunft

2008 steht das IBM-Symposium in Wien ganz im Zeichen einer sich rasch wandelnden Welt.

Ernst Brandstetter

Auf unserer Welt geht es rund, dass einem angst und bange werden könnte. 83 Prozent der Manager, die im Rahmen der jüngsten IBM-Studie befragt wurden, erwarten substanzielle Änderungen in der Zukunft; das sind um 28 Prozent mehr als noch vor zwei Jahren. Und die Manager sind zudem der Ansicht, dass ihre Möglichkeiten zur Bewältigung der Veränderungen sich langsamer ausbilden, als sich das Umfeld ändert. Der „Change Gap", so der Fachausdruck, die Entwicklungslücke, wird größer statt kleiner. Größter „Angstnehmer" soll – wie könnte es bei IBM anders sein, der Computer werden. Das deutet schon der Gastreferent beim diesjährigen IBM-Symposion, der Mathematiker der Nation, Rudolf Taschner, in seinem Referat mit dem kauzigen Titel *Laurins Reich schöner als ein Eisenbahntunnel* an. Der Computer, so eine These Taschners, ist einer der wichtigsten Angstnehmer der modernen Zeit. Wir vertrauen ihm komplizierte Berechnungen und vieles mehr an und bauen darauf, dass die Ergebnisse dann auch stimmen.

Schwerpunktthemen der Großveranstaltung, zu der am 4. September im Congress Center der Messe Wien neu rund 2000 Besucher erwartet werden, sind die großen Fragen, die heute nicht nur Wirtschaft und Politik, sondern auch jeden Einzelnen beschäftigen: Energie und Umwelt, Transport und Mobilität, Infrastruktur und Industrielösungen sowie Leben und Gesellschaft.

Das IBM-Symposium findet zum siebenten Mal statt und wird rund hundert Vorträge, mehrere Demo-Sessions und Diskussionen umfassen. Dazu kommen ausführliche Informationen zu den neuesten Server-Modellen, die im gläsernen Rechenzentrum ausgestellt werden. Zusätzlich wird rund ein Dutzend der IBM-Business-Partner sein jeweiliges Portfolio präsentieren.

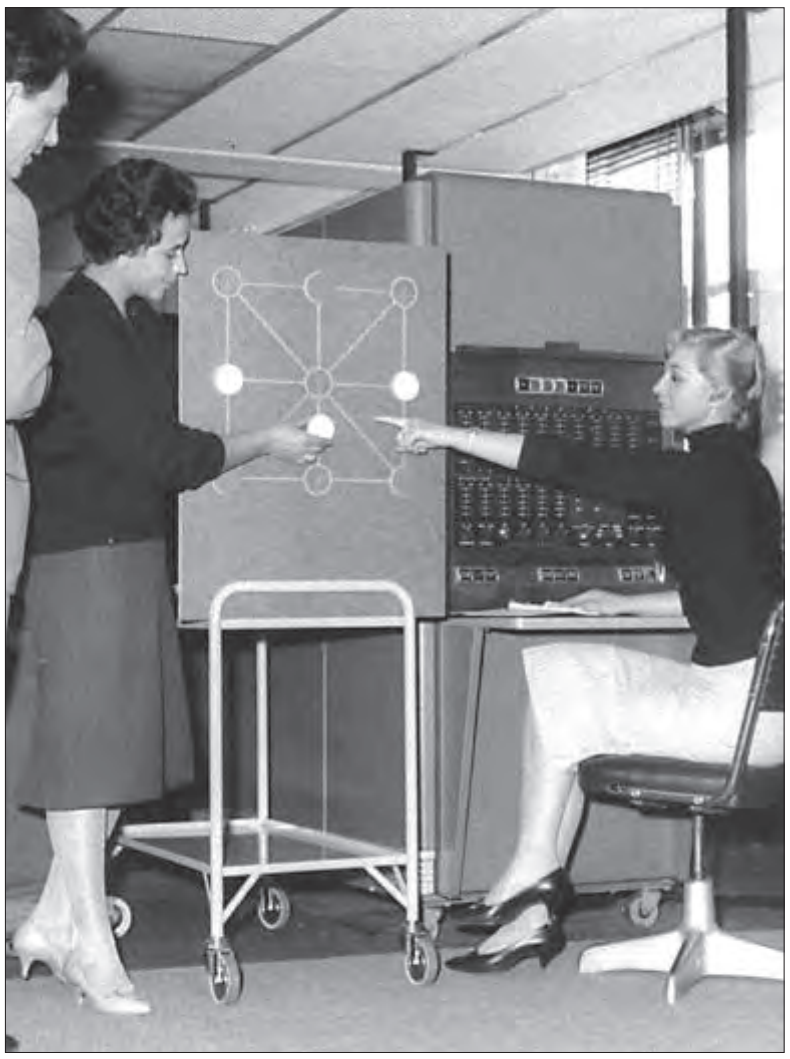
www.ibm.com/at/symposium

IBM in der Zukunft: Der „Problemlöser" für kommende Aufgaben ist vorhanden – der Computer als großer „Angstnehmer".

Acht Jahrzehnte Information

Im Rahmen des IBM-Symposiums 2008 wird auch die Ausstellung 80 Jahre IBM in Österreich präsentiert.

Am 18. Mai 1928 wurde in Wien die „Internationale Geschäftsmaschinen Vertriebsgesellschaft mbH" in das Handelsregister eingetragen. Als Gegenstand des Unternehmens wurde der „Handel mit Geschäftsmaschinen, insbesondere automatische Schnellwaagen, Arbeiterkontrolluhren, Statistik- und Buchhaltungsmaschinen" angegeben, ganz am „Puls der Zeit", wie IBM-Österreich-Generaldirektor Leo Steiner bemerkt. 1928, im Jahr des Einstiegs in Österreich, ließ IBM ein spezielles 80-zeiliges Format für Lochkarten patentieren. Damit war ein standardisiertes Format vorgegeben, das den Austausch von Daten über den einzelnen Zweck hinaus ermöglichte. In den 1940er Jahren entstand der IBM ASCC und damit die Geburtsstunde „des Computers". 15 Meter lang, 2,5 Meter hoch, aus 700.000 Einzelteilen und 80 Kilometern Leitungsdraht gebaut, brauchte er für eine Addition 0,3 Sekunden.



IBM in der Vergangenheit: Bis aus den Lochkartenmaschinen von 1928 moderne Computer wurden, dauerte es nur wenige Jahrzehnte. Fotos: IBM

Elektronischen Zentraleinheit

Als erstes „elektronisches Datenverarbeitungssystem" gilt der IBM 701 mit einer elektronischen Zentraleinheit, einer elektrostatischen Speichereinheit, einem Lochkartenleser und einem Alphabetdrucker. Auf den ersten Festplatten (IBM 350) konnten sechs Mio. Zeichen gespeichert werden. Dazu waren 50 Platten mit einem Durchmesser von 61 cm notwendig.

In den 1960er Jahren wurde mit der Entwicklung des Rechners IBM S/360 der problemlose Datenaustausch ermöglicht. Bis zu diesem Zeitpunkt führte der Umstieg von einem System auf ein anderes immer zu Datenverlust. In die 70er fällt die Vorstellung des ersten tragbaren Computers (IBM 5100).

Noch in den 1980er Jahren kostete ein PC etwas mehr als ein Kleinwagen. Zunächst wurde das Gerät mit einen oder zwei Diskettenlaufwerken ausgeliefert, Festplatte war noch unbekannt, die Taktrate betrug 4,77 Megahertz. Doch bereits 1982 zierte die IBM-Entwicklung das Titelblatt des *Time Magazine* als „Machine(=man) of the year". *bra*

Was die Welt bewegt

Vier IBM-Experten über die Zukunft.

Georg Meixner zu Energie und Umwelt.

Rechenleistung gibt es nicht zum Nulltarif – auch nicht für die Umwelt. Die neuen Server der IBM-Power-Plattform bieten doppelte Leistung für den halben Energieverbrauch und helfen unmittelbar beim Sparen, beim Energiesparen. Zunehmend werden Unternehmen daran gemessen, wie sie es mit der Umwelt halten. Das Programm von IBM reicht von der idealen Organisation des Rechenzentrums über geschickten Ressourcen-Einsatz durch Software bis hin zur Virtualisierung.

Andreas Gollner zu Infrastruktur und Industrie

Die Veränderungen der globalen Wirtschaft werden immer schneller, die Reaktionszeiten des Marktes darauf kürzer und die Notwendigkeit selbst schnell zu reagieren wird für Unternehmer zur Überlebensfrage. Eine funktionierende IT-Infrastruktur ist eine notwendige Voraussetzung dafür. Konzepte wie SOA, Virtualisierung oder Lifecycle Management sind Beispiele für die Umsetzung modernster Technologien zum Nutzen einer flexiblen und sicheren Infrastruktur.

Georg Glavitsch zu Transport und Mobilität

Eigentlich ist das Problem sehr lange bekannt und einfach zu lösen: Eine Ware muss von Ort A nach B gebracht werden, zu einer bestimmten Zeit und zu geringen Kosten. Einfach? Wenn man bedenkt, dass man für das Jahr 2020 mit einer Mrd. Fahrzeuge weltweit auf den Straßen rechnet, scheint das Problem unlösbar zu sein. Hilfreich sind hier Fuhrpark-Management und intelligente Systeme, die Telematik mit IT verbinden.

Georg Haschek zu Leben und Gesellschaft

Internet, Mobilität und Web 2.0 verändern die Wirtschaft. Es ist Alltag, dass wir ein Bild gleich nach Aufnahme betrachten, ändern und in die Welt verschicken können. Dabei gilt es, Sicherheit und Flexibilität der Systeme sowie den Zugriff auf diese zu regeln. Wie man neue Technologien in seine Infrastruktur einbindet, welche Möglichkeiten diese bieten und was dabei zu beachten ist, gibt es im Rahmen des Symposiums zu sehen.

Wirtschaft

Jagd nach vertrackten Mustern

Elektronischer Geldverkehr schafft geradezu ideale Voraussetzungen für Geldwäscher. Strenge Gesetzesauflagen setzen Banken unter Druck, gegen das illegale Treiben vorzugehen. Doch das Herausfiltern verdächtiger Überweisungen aus Millionen Transaktionen gleicht der sprichwörtlichen Suche nach der Nadel im Heuhaufen.

Alexandra Riegler Charlotte/USA

Finanzinstitutionen versuchen, mithilfe moderner Software aus Millionen elektronischer Transaktionen verdächtige Muster auszumachen und so die kriminellen Geschäfte der Geldwäscher zu durchkreuzen. Foto: dpa/Scheidemann

Zwischen 1,1 und 2,7 Billionen US-Dollar wurden nach Schätzungen des Internationalen Währungsfonds im letzten Jahr reingewaschen. Dies entspricht zwei bis fünf Prozent der weltweiten Wirtschaftsleistung oder dem österreichischen Bruttoinlandsprodukt mal sieben. Erträge aus Drogenhandel, Steuerhinterziehung und organisierter Kriminialität werden dabei über Umwege in den legalen Zahlungsverkehr eingebracht und so tief in der Wirtschaft verwoben, dass das Vermögen am Ende rechtmäßig erworben aussieht.

Um Spuren zu verwischen, werden Gelder auf Konten hin- und hertransferiert, in Fonds investiert, Immobilien zugekauft. Sind Ferienwohnungen in boomenden Sonnenstaaten erst einmal an brave Anleger aus dem Ausland veräußert, ist das Geld weißgewaschen, und die Assets sind weitgehend unantastbar. Dass Länder wie Spanien, mit ihrer florierenden Bauindustrie und nachlässigen Kontrolle der Geldwäschegesetze, leicht zur Geldwaschstraße für kolumbianische Drogenhändler werden können, zeigt sich auch an der Dichte der 500-Euro-Noten im Land. Mehr als ein Viertel dieser Banknoten soll im südwesteuropäischen Staat im Umlauf sein. Um Geld über die Grenzen zu schaffen, wurde früher ein Koffer benötigt. Seit Einführung der 500-Euro-Scheine reicht dafür schon eine größere Brieftasche.

Terrorfinanzierung

Gezielt vorgegangen wird gegen Geldwäsche erst seit den 1990er Jahren. Die EU trotzte sich 1991 die erste Richtlinie zur Bekämpfung finanzieller Schiebereien ab; seit Ende 2007 gibt es in den Mitgliedsstaaten dazu passendes nationales Recht.

In den USA erreichte der Feldzug gegen Geldwäsche nach den Anschlägen vom 11. September 2001 neue Intensität. Auf den Spuren der Terrorfinanzierung bekamen Finanzdienstleister Maßnahmenkataloge zugewiesen. Gleichzeitig rechnet die OECD-Organisation Financial Action Task Force (FATF), der auch Österreich angehört, vor, dass für Terroranschläge nicht unbedingt viel Geld vonnöten ist. So wurden für die Angriffe auf das öffentliche Verkehrssystem in London im Sommer 2005 nur rund 8000 britische Pfund benötigt.

Schau genau

Gewaschen wird Geld zum überwiegenden Teil über Finanzdienstleister. Dort soll das Prinzip „Kenne deinen Kunden" zwar das Gröbste außen vor halten. In Zeiten elektronischen Bankings gerät die Sorgfaltspflicht, mit der Klientel vor Aufnahme der Geschäftsbeziehungen auf Tuchfühlung zu gehen, aber weitgehend zahnlos.

Die den Banken anbefohlene Überwachung von Überweisungen gleicht unterdessen der Suche nach der Nadel im Heuhaufen. Viele Transaktionen haben ihren Ursprung bei Personen, die keine Kunden der Bank sind. Gleiches gilt für die Begünstigten des Geldes. In vielen Fällen wird die Bank zum Mittelsmann.

Finanzriesen wie die Bank of America, die größte US-Bank, setzen daher alle Hebel in Bewegung, um verdächtigen Mustern frühzeitig auf die Spur zu kommen. Im Rahmen eines Projekts, bei dem die Banker auf interaktive Informationsvisualisierung zurückgriffen, sollten im Gegensatz zur gängigen Praxis Suchparameter nicht schon im Voraus definiert sein. In Zusammenarbeit mit der University of North Carolina in Charlotte (UNCC) wurde ein Software-Prototyp entwickelt, der es ermöglicht, solche neuen Zusammenhänge auszumachen. Die Risk Manager der Anti-Geldwäsche-Abteilung der Bank navigieren sich dabei durch die grafische Oberfläche einer Software, die Schlüsselwörter in Beziehung zu anderen Parametern stellt. Was simpel klingt, wächst sich bei mehreren Hunderttausend elektronischen Überweisungen am Tag zu einer Gratwanderung zwischen Überblick und Tiefendaten aus.

> „Hawala kann von Kriminellen für Geldwäsche außerhalb von Banken benutzt werden."
>
> Ed Rosenstein

Derzeit verlässt sich die Bank of America wie auch andere Banken auf Filter, die Alarm schlagen: wenn etwa bestimmte Summen überschritten werden oder Gelder in sogenannte Hochrisikoländer gehen. Doch um vom Geldwäscheverdacht abzulenken, bedienen sich Kriminelle schwer verfolgbarer Muster. Oft betreiben diese monatelang unauffälligen Geldverkehr, um danach namhafte Summen auf eine Vielzahl von Empfängern zu verteilen. Ermittler scheitern derzeit häufig bereits bei der Verfolgung von Überweisungen ins Ausland.

90 Millionen Transaktionen

Bei der Deutschen Bank arbeiten unterdessen 120 Mitarbeiter an einem Anti-Geldwäsche-Programm, das sich der Konzern nach eigenen Angaben 30 Mio. Euro kosten lässt. Mit Filter- und Überwachungssystemen werden jeden Monat an die 90 Mio. Transaktionen überprüft. Die Vorkehrungen gelten in der Branche zwar als leidiges Cost Center, doch bei Nichteinhaltung drohen saftige Strafen, die Beschlagnahmung der verdächtigen Gelder und nachhaltige Rufschädigung.

So bemängelte die Federal Reserve Bank of New York vor drei Jahren die Maßnahmen einer Deutsche-Bank-Tochter gegen Geldwäsche. Die Auflagen, die den Deutschen daraus erwuchsen, wurden erst heuer wieder gelockert. Wegen ähnlicher Vorwürfe fasste die American Express Bank International letzten Sommer eine Pönale von 65 Mio. US-Dollar aus.

Transfers ohne Spuren

Abseits des klassischen Geldverkehrs kämpfen Behörden mit Hawala, einem informellen Überweisungssystem, das über Zwischenhändler funktioniert. Dieses ermöglicht es, Geld nahezu spurlos um den Globus zu schicken. „Hawala kann von Kriminellen für Geldwäsche außerhalb von Banken benutzt werden", stellte zuletzt US-Staatsanwalt Ed Rosenstein fest. Die zwischen den Übermittlern entstehende Schuld wird mit Geschäften unterschiedlicher Art beglichen. Das Geld zu verfolgen wird damit nahezu unmöglich.

Dass Versicherungsanbieter unter das Geldwäschegesetz fallen, kommt nicht von ungefähr. Schmutziges Geld wird auch zum Kauf von Lebensversicherungen benutzt, deren Auszahlung schließlich legal ist. Weil dies Kriminellen einen langen Atem abverlangt, hält sich die Verbreitung aber in Grenzen.

Wirtschaft

Notiz Block

Liechtenstein kooperiert

Liechtenstein kooperiert künftig bei der Bekämpfung von Steuerbetrug mit den EU-Staaten: Verhandlungen zu einem diesbezüglichen Abkommen zwischen Liechtenstein und der Europäischen Union wurden Ende Juni in Brüssel weitgehend abgeschlossen. Laut den Behörden Liechtensteins müssen die Abkommenstexte noch bereinigt werden. Eine Paraphierung und somit ein formeller Abschluss könnte im Juli erfolgen, sagte Sprecher Max Hohenberg. Hinsichtlich der Kooperation bei der Bekämpfung von Steuerhinterziehung wird im Abkommensentwurf auf Doppelbesteuerungsabkommen mit den einzelnen Staaten verwiesen. Über solche verfügt Liechtenstein (anders als die Schweiz) derzeit noch nicht, dies soll nachgeholt werden. „Mit diesem Abkommen entspricht Liechtenstein dem europäischen Standard auch in der Frage der Kooperation bei Steuern", wird Regierungschef Otmar Hasler in der Mitteilung zitiert. Die politischen Behörden inklusive aller EU-Staaten müssen dann dem Abkommen noch zustimmen. Bisher hatten verschiedene EU-Mitglieder, angeführt von Deutschland und Frankreich, weiter reichende Kooperation von Liechtenstein auch bei Steuerhinterziehungsbekämpfung gefordert.

Mehr Gewinne als mit Drogen

Etwa 15 Prozent des Arzneimittelweltmarktes bestehen aus Fälschungen. Während gefälschte Rolex-Uhren und Ähnliches nur sieben Prozent des Luxusgüterumsatzes ausmachen, wurde das Marktvolumen für gefälschte Pharmaka für das Jahr 2005 auf 30 Mrd. Euro geschätzt; im Jahr 2010 sollen es 60 Mrd. Euro sein. „Der dadurch erzielte Profit übersteigt jenen aus der Suchtgiftkriminalität", erklärte Andreas Mayrhofer von der Agentur für Gesundheit und Ernährungssicherheit (AGES) bei einem Hintergrundgespräch in Wien. Sein Labor beziehungsweise die AGES-Medizinmarktüberwachung versuchen, in einem internationalen Netzwerk kriminellen Produkten möglichst schnell auf die Spur zu kommen. „95 Prozent der Internet-Arzneimittel sind Fälschungen oder Substandard-Medikamente. Die meisten Fälschungen kommen aus China. Dort wurde für das Jahr 2007 mit rund 200.000 Toten durch Arzneimittelfälschungen gerechnet", sagte Mayrhofer. Seit 1996 gibt es in Österreich Aufzeichnungen über die Auffindung solcher Produkte. Sie kommen von Apotheken, Konsumenten, Polizei, Pharmaindustrie und anderen.

Bestechendes im Ausland

Die Antikorruptionsorganisation Transparency International hat den jüngsten Fortschrittsbericht zur Umsetzung der OECD-Konvention zur Bekämpfung der Bestechung ausländischer Amtsträger präsentiert. Österreich gehört demzufolge zu jenen Staaten, die die Strafverfolgung bei Auslandsbestechung nicht ernst genug nehmen. Auch in 17 weiteren Ländern, darunter Industriestaaten wie Italien, Großbritannien und Japan, werden die Konventionsbestimmungen demnach wenig bis gar nicht durchgesetzt. Dagegen würden Deutschland und die USA im internationalen Vergleich relativ streng gegen Bestechung von Behörden und Managern im Ausland durch inländische Unternehmen vorgehen. Während die deutsche Justiz vergangenes Jahr neun Urteile zu Bestechungen im Ausland gefällt und 88 Ermittlungsverfahren eingeleitet hat, wurden in Österreich nur in zwei Fällen Ermittlungen aufgenommen und in der Causa „Eurofighter" ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss eingerichtet. Urteil gab es keines. *APA/kl*

Es muss nicht immer Gold sein

Diebstahl von Altmetallen boomt. Hohe Weltmarktpreise für Kupfer und Aluminium verwandeln neben Schrott auch alltägliche Gegenstände in begehrte Diebs- und Handelsware.

Astrid Kasparek

Bisher unbekannte Täter haben vor Kurzem vom Parkplatz eines Lebensmittelmarktes in Gelsenkirchen zehn viereckige Gullydeckel gestohlen. Die Polizei Nordrhein-Westfalen bittet um Hinweise. In Iserlohn, ebenfalls im deutschen Bundesland Nordrhein-Westfalen, wurden mit einem firmeneigenen Gabelstapler sowie einer Schubkarre ungefähr fünf Tonnen Aluminiumtöpfe auf einen Lkw verladen und abtransportiert. Die Polizei sucht etwaige Zeugen des nicht gerade unauffälligen Einbruchdiebstahls.

Auch Österreichs Kriminalisten können von teils skurrilen Begebenheiten erzählen. So wurden im Herbst des Vorjahres auf einem Schrottplatz in Niederösterreich 30.000 Kilo Altmetall gestohlen. Darunter zahlreiche Alu-Abwaschbecken und Unmengen an altem Essbesteck (Bestandteil: Chromnickel).

Der jüngste Fall wurde Anfang Juni in Wien bekannt. Hier gingen die Diebe in U-Bahn-Stationen ans Werk und montierten 56 Metalleinsätze von Mülltonnen ab. Anschließend verkauften sie sie an einen Metallhändler weiter. Durch den Hinweis einer Zeugin konnte die Polizei drei Tatverdächtige ausforschen. Hierbei handelte es sich aber um drei Österreicher, die nicht zum organisierten Verbrechen zählen. Sie verscherbelten die 22.000 Euro teuren Teile um 400 Euro.

„Geklaut wird alles, was Metall enthält", sagt Rupert Sprinzl, Büroleiter für Eigentumskriminalität im Bundeskriminalamt. Stromkabel, ganze Kabelrollen, Eisenbahnschienen, Brückenteile und Regenrinnen sind begehrtes „Diebsgut". Auch schwere Grabkreuze und Grablaternen, die meist aus Kupfer bestehen, bleiben nicht verschont. Erst kürzlich wurden Gräber des Eisenstädter Friedhofs auf diese Art und Weise „erleichtert", berichtet Sprinzl.

Während die Deutsche Bahn sogar verschwundene Bahnschienen beklagt, spezialisieren sich illegale Altmetallsammler in Österreich auf Bahn-Oberleitungen. „Die werden isoliert, mit Beißzange abgeschnippt – und schon hat man 20 Meter reinsten Kupferdraht", erklärt der Kriminalist. 100 Meter Kupferdraht bringen auf dem Markt 300 Euro ein. Lukrativ, aber gefährlich. Denn es gab dabei auch schon Tote und Verletzte, wie Polizeiberichten zu entnehmen ist.

Ein Kilogramm Aluminium ist derzeit rund 2000 Euro wert und damit selbst auf Schrottplätzen beschützenswert. Foto: EPA

Diebstahl von Altmetall hat sich in den vergangenen fünf Jahren also zu einem Trenddelikt und boomenden Geschäft entwickelt. Kein Wunder, denn die Metallpreise sind in enorme Höhen geklettert. So hat sich seit 2003 der Weltmarktpreis für Kupfer von 1500 US-Dollar auf bis zu 8600 US-Dollar pro Tonne fast versechsfacht. Auch Aluminium ist im Aufwärtstrend und mit derzeit ungefähr 3000 US-Dollar pro Tonne um 25 Prozent teurer als im Vorjahr.

Kupfer teuer wie nie

In der Wirtschaftskammer Österreich (WKO) erklärt man sich die derzeitige Altmetallhausse mit dem Wirtschaftsaufschwung in Asien und der damit verbundenen steigenden Nachfrage. „Die erzielbaren hohen Margen mit Altmetall sind demnach auch für Händler verlockend", betont Walter Hochleitner, Leiter des Bundesgremiums Sekundärrohstoffhandel der WKO. So bekommt man derzeit beim Altmetallhändler rund 4000 Euro für eine Tonne Kupfer, etwa die Hälfte, also 2000 Euro, für ein Kilo Aluminium.

„Das ist schon ein lukratives Geschäft, das viele Menschen anlockt, um sich zu bedienen. Der Branche wird jedoch durch den steigenden Altmetalldiebstahl und illegalen Handel ein jährlicher Schaden in Millionenhöhe zugefügt", betont Hochleitner. Laut Angaben des Bundeskriminalamts betrug die Schadenshöhe im Jahr 2006 5,26 Mio. Euro, im Vorjahr waren es bereits 6,20 Mio. Euro. Die WKO rät Altrohstoffhandelsunternehmen und -lieferanten immer wieder zu erhöhter Aufmerksamkeit. Betreiber von Schrottplätzen sollten Personen beobachten, die mehrmals am Tag kommen, so tun, als würden sie kaufen oder verkaufen wollen, und wieder gehen. „Die erforschen nur einmal das Terrain, und in der Nacht wird eingebrochen."

Auch Lkw und Kombis mit ausländischen Nummerntafeln sollten beachtet werden, denn das Gros der Täter kommt aus Ungarn oder anderen osteuropäischen Ländern. Bei verdächtigen Angeboten sollten Altmetallhändler einen Ausweis zur Identitätsfeststellung verlangen und prüfen, woher das Material kommt. Denn wer Diebsgut kauft und weiterverkauft, macht sich der Hehlerei schuldig. Das Strafausmaß dafür beträgt drei Jahre.

Wirtschaft

Organisiertes Verbrechen aus Fernost

Mit Yakuza und Triaden kennt sich kaum ein westlicher Polizeidienst aus. Doch ihr Einfluss nimmt weltweit zu.

Arno Maierbrugger

Wer einmal in den schummrigen Bars von Tokios Amüsierviertel Kabukicho war und sich die Leute dort angesehen hat, wird vielleicht eine kleine Ahnung von den dunklen Seiten der japanischen Gesellschaft bekommen haben. Kabukicho gilt als Hochburg der japanischen Mafia oder Yakuza, einem Bund von geschätzt etwa 90.000 Personen in verschiedenen rivalisierenden Banden, dem eine komplizierte, sektenartige und paternalistische Hierarchie zugrunde liegt.

Die Yakuza ist in Japan zugleich gefürchtet und geachtet, ähnlich wie es auch die verschiedenen Ableger der Mafia auf Sizilien oder in Apulien sind. Gemeinsam ist Yakuza und Mafia heute vor allem, das es sich um eine verbrecherische Wirtschaftsorganisation handelt, deren Protagonisten bis in die allerhöchsten Reihen des Unternehmertums vertreten sind.

Die Spitzen der Yakuza von heute sind meistens Männer im Nadelstreif, oft zur Tarnung als Geschäftsführer eines nach außen hin sogar angesehenen Unternehmens eingesetzt. In Wirklichkeit kontrollieren sie im Hintergrund, abgesehen von den „klassischen“ Mafiamärkten Prostitution, Schutzgelderpressung, Drogen- und Menschenhandel, auch Teile des japanischen Finanzmarktes sowie gewisse Persönlichkeiten aus der Politik, überwiegend aus dem rechten Lager.

Der Jahresumsatz der Yakuza wird nach Aussagen der japanischen Finanzaufsicht auf rund zehn Mrd. US-Dollar geschätzt (zum Vergleich: die italienische Mafia bringt es dagegen auf 90 Mrd. Euro). Bei der Yakuza kommt der Umsatz zu mehr als der Hälfte aus dem Drogenhandel und zu einem Viertel aus dem Rotlichtgeschäft.

Über Japan weit hinaus

Und die Fäden der Yakuza reichen weit: Über Japan hinaus gelten Hongkong und Macao als Hochburgen der Japan-Mafia, weitere Stützpunkte sind Hawaii und Los Angeles. Als Geldwaschanlagen nützen sie winzige Pazifikstaaten wie etwa Vanuatu, und die Schmuggelrouten in Russlands Osten inklusive Falschgeld- und Drogenpfade nach Nordkorea sind Legende. Ihr Geld legt die Yakuza auf den internationalen Finanzmärkten an. Der CIA schätzt, dass allein in die USA in den letzten zehn Jahren rund 50 Mrd. US-Dollar der japanischen Mafia geflossen sind.

Durch den wirtschaftlichen Aufschwung Chinas hat die Yakuza aber in den vergangenen Jahren zumindest auf ihren „Auslandsmärkten“ starke Konkurrenz bekommen. Und zwar in Form der Triaden, einer chinesischen Mafiaorganisation aus unterschiedlichen Gruppierungen mit insgesamt mehr als 200.000 Mitgliedern, deren Gründungsgeschichte in die Zeit der Opiumkriege im 18. Jahrhundert zurückreicht.

Die „Umsätze“ der Triaden werden auf etwa 20 Mrd. US-Dollar jährlich geschätzt, wobei diese wiederum hauptsächlich aus Drogen- und Menschenhandel sowie Prostitution stammen. Als außerchinesische Hochburgen gelten Bangkok, Hongkong, Macao, Saigon, Taipeh sowie in Nordamerika vor allem San Francisco und Vancouver.

Das Netzwerk reicht aber bis Europa, wo die Triaden als Schutzgelderpresser von China-Restaurants auftreten und gelegentliche Bandenkriege mit Todesfolge die lokalen Behörden im Gaststaat vor große Rätsel stellen. In den österreichischen Verfassungsschutzberichten wurde in der Vergangenheit mehrmals, wenn auch nur indirekt, auf die Triaden Bezug genommen, in deren Umfeld vor allem die Gastronomie sowie das Im- und Exportgeschäft untersucht wurde und wird.

Als zentrale Geldwäsche-Drehscheiben der Triaden gelten neben Macao in der letzten Zeit auch vor allem Chinas junge Börsen in Shanghai und Shenzen und aufgrund der historischen Beziehungen nach Taiwan auch die dortigen Finanzkanäle. Obwohl die kommunistische Regierung in Peking die Triaden seit vielen Jahrzehnten bekämpft, ist deren Einfluss in Verbrechen und Wirtschaft eher größer als kleiner geworden.

Die „Stille Post“ scheint im digitalen Zeitalter kein geeignetes Kommunikationswerkzeug mehr zu sein. Da ist es doch viel einfacher, per Computer oder Telefon Botschaften auszusenden, ganz egal, ob es sich um Sprachmitteilungen, Daten, E-Mails oder Bilder handelt. Und zwar ganz gezielt an bestimmte Personen, an spezielle Abteilungen, an den Außendienst oder einfach an alle. Völlig unabhängig davon, wo sich diese Personen gerade aufhalten. Ein Kommunikations- und IT-Netzwerk von Kapsch wird genau auf die Größe Ihres Unternehmens und Ihre Bedürfnisse angepasst, entweder neu aufgebaut oder als Erweiterung und Modernisierung in Ihre bestehende Infrastruktur integriert. Inklusive aller Dienstleistungen rund herum. Das Leben kann so praktisch sein. Enabling effective real time business. Kapsch. | **www.kapsch.net**

kapsch >>>
always one step ahead

Was Sie zu sagen haben, wollen alle wissen.

Kommunikationsnetzwerke
von Kapsch BusinessCom.

Wirtschaft

Naturkatastrophen neu bewertet

Die Schäden durch Naturkatastrophen nehmen weltweit dramatisch zu. Schuld daran trage zu einem Großteil der Klimawandel, sagen Experten. Die Prävention muss verbessert werden, fordert die Allianz Versicherung. Sie hat zur Risikoanalyse und Schadenseinschätzung als erste Versicherung Österreichs einen Meteorologen engagiert.

Christine Wahlmüller

Sturm, Hochwasser und Hagel – wir müssen uns darauf einstellen, dass solche Naturereignisse häufiger an der Tagsordnung sind. Deshalb rüsten sich Versicherungen mit Forschern und neuen Messsystemen, um in Zukunft bessere Analysen zu bekommen. Foto: dpa

Wir begehen Verbrechen an unserer Umwelt. Insbesondere der Straßenverkehr, aber auch die Industrie verursachen enorme Belastungen. Der Klimawandel sorgt für ein erhöhtes Bedrohungspotenzial.

Grund genug für Versicherungen, sich um das künftige Geschäft Gedanken zu machen. So hat die Allianz als erste Versicherung in Österreich mittlerweile einen eigenen Meteorologen beschäftigt, der sich mit der regionalen Risikobelastung in Österreich auseinandersetzt. Denn die Lage ist tatsächlich ernst bis bedrohlich.

Schäden vervierfacht

Allein in den letzten drei Jahren haben sich die Schäden in Österreich vervierfacht, heißt es vonseiten der Allianz Versicherung. Das bedeutet: Die Risikoanalyse wird künftig zur Hausaufgabe der Versicherungen gehören. Als Vorreiter ist die Allianz jetzt vorgeprescht. „Wir besitzen schon Daten, die eine bessere Einschätzung der Risikosituation erlauben“, erklärt Rupert Pichler, Meteorologe bei der Allianz Versicherung. Viele Dinge könne man allerdings nicht genau messen, wie etwa Hagel. „Hier gibt es flächendeckend überhaupt noch kein Messsystem“, sagt Pichler.

Für die Zukunft werden Aktivitäten und Vorsorge immer wichtiger, denn kaum ein Bundesland bleibt von den Naturkatastrophen verschont. Daher ist es auch wichtig, eine geografische Risikoanalyse parat zu haben. Pichler nennt drei Zielrichtungen: erstens die Identifikation von Regionen, zweitens die Bewertung der Gefahr und drittens die Beurteilung, welche Präventionsmaßnahmen sinnvoll sind.

Risiko-Hotspots identifiziert

Sturm, Hagel, Schneedruck, Hochwasser, Erdbeben und Blitz wurden von Pichler österreichweit untersucht. „Wir haben eine ganze Reihe von Risiko-Hotspots identifiziert“, betont er. Ein sehr aktuelles Thema ist der Sturm. Besonders die Winterstürme haben gerade heuer und im letzten Jahr massiven Schaden angerichtet, vor allem im Inntal und in Oberösterreich. Föhnstürme hingegen wären eher im Steyr- und Ennstal angesiedelt. Hier gebe es zwar meist eine sehr gute Vorwarnung durch die Medien, „doch die Bauweise vieler Gebäude ist leider eher am Design orientiert als an der Widerstandsfähigkeit“, bedauert Pichler. Viele Schäden wären daher leicht zu vermeiden.

Vom Hochwasser sind vor allem die Städte Linz-Urfahr, Steyr und Krems betroffen, die aber durch Präventionsmaßnahmen sehr gut geschützt sind. Problematisch sind hingegen große regionale Regenfälle, die riesige Wassermengen bringen und Hochwasserkatastrophen wie 2006 in Dürnkrut/Weinviertel auslösen können.

Hagel kommt vor allem in den westlichen Bundesländern, im Pinzgau, Tiroler Unterland sowie in Unterkärnten vor. Hier warnt Pichler massiv vor der Errichtung von Weichholzfassaden. „Die sehen nach einem Hagel aus wie ein Tilsiter Lochkäse.“ Solche Fassaden seien daher in den Risikoregionen nicht sehr sinnvoll.

Der Schneedruck führte 2006 zu massiven Schäden. Betroffen waren vor allem die Regionen Dachstein, Hochschwab sowie das obere Mühltal. „Diese Problematik wird sich aufgrund der Erwärmung voraussichtlich in höhere Lagen ab 800 Meter Höhe verschieben“, glaubt Pichler. Hier gebe es auch noch gehörige Defizite und hohe Schäden, weil die Bauweise nicht gut an die Verhältnisse angepasst sei. Da sei noch viel mehr an Vermeidungspotenzial möglich.

Erdbebengefahr unterschätzt

„Unterschätzt wird hierzulande vor allem die Erdbebengefahr“, stellt Pichler fest. Am meisten gefährdet sind das Wiener Becken sowie das Inn- und Mürztal. Das stärkste Erdbeben des 20. Jahrhunderts war übrigens 1924 im Wiener Becken. Seit 2006 gibt es eine neue Euro-Norm für Erdbeben, „es ist daher sehr wichtig, bereits bei der Bauweise darauf zu achten“, gibt Pichler einmal mehr einen Präventionstipp. Große Erdbeben wie kürzlich in China zeigen, dass mit dieser Gefahr keinesfalls zu spaßen ist.

Last but not least ist im Hinblick auf Blitzschlag, der vor allem die Mur-Mürz-Furche und den Süden Österreichs betrifft, eine Zunahme zu erwarten. Hierzu gibt es seit 1992 Daten. So lange besteht bereits das österreichweite Blitzortungssystem Aldis (Austrian Lightning Detection and Information System), das zur Erfassung der Gewitteraktivität im ganzen Bundesgebiet dient. Die österreichweit erfassten Blitzdaten werden in einer Datenbank gespeichert. Das System ist ein Gemeinschaftsprojekt des Österreichischen Verbands für Elektrotechnik (ÖVE), des Verbunds und der Firma Siemens.

„Wir werden künftig mehr Extremsituationen und auch häufiger Extremausschläge bestimmter Naturerscheinungen zu spüren bekommen“, ist Rémi Vrignaud, Versicherungstechnik-Bereichsleiter bei der Allianz Versicherung, überzeugt.

Umso wichtiger ist die Prävention, die in allen Bereichen prinzipiell möglich ist „und insgesamt verbessert werden muss“, richtet Vrignaud einen eindringlichen Appell an Hausbesitzer und Gemeinden, aber auch an die Wirtschaft. Einen Ausschluss von Kunden in der Gefahrenzone schließt die Allianz Versicherung auf Anfrage von *economy* aus. Gerade in der Gefahrenzone muss allerdings aufgrund des höheren Risikos mit höheren Beiträgen gerechnet werden.

Kampf dem Klimawandel

Der Klimawandel könne zwar nicht für alle Naturkatastrophen verantwortlich gemacht werden, lasse aber ein Ansteigen mancher Risiken in den kommenden Jahren befürchten, warnt die Allianz. So gebe es einen begründeten Verdacht, dass aufgrund des größer werdenden Energie- und Feuchtigkeitsgehalts in der Atmosphäre öfter Hagel und Gewitter entstehen können. Und infolge von veränderten atmosphärischen Zirkulationsmustern seien sogenannte Vb-Wetterlagen (ein Mittelmeertief, das um die Alpen nordostwärts über Österreich zieht und häufig massive Niederschläge mit sich bringt), die etwa zum Katastrophenhochwasser 2002 und 2005 führten, wahrscheinlicher. „Ein aktives Engagement in Sachen Klimawandel und eine umfassende Risikoforschung betreffend Naturkatastrophen sind daher für uns ein Gebot der Stunde“, stellt Vrignaud klar.

Seit Beginn 2008 ist die Allianz Versicherung auch Mitglied der Climate Group des World Wildlife Fund (WWF). Im Fokus befinden sich Bewusstseinsbildung bei Mitarbeitern, Kunden und Geschäftspartnern sowie die Entwicklung von Versicherungsangeboten, die umweltgerechtes Verhalten belohnen. Allianz Österreich plant, im Zeitraum von 2000 bis 2010 den eigenen CO_2-Ausstoß um 20 Prozent zu reduzieren.

Wirtschaft

Das lukrative Geschäft mit dem Tod

Private Waffenhändler und staatliche Betriebe vergessen die Moral und verdienen dabei hervorragend.

Mario Koeppl

Am 6. März 2008 klickten in Thailand die Handschellen für den weltweit gesuchten 41-jährigen Russen Viktor Bout, dessen Person sogar als Vorlage für einen Hollywood-Film diente. Der „Händler des Todes“ sollte nicht der einzige prominente Fang bleiben, denn im Juni wurde der als „Prinz von Marbella“ berüchtigte Syrer Monzer Al-Kassar an die US-Behörden ausgeliefert. Al-Kassar, zu dessen Klientel afrikanische und asiatische Rebellengruppen und nahöstliche Terroristen zählten, galt als einer der fünf prominentesten Privathändler von Kriegsmaterialien, die den Organen zahlreicher Justizbehörden und Geheimdiensten rund um den Globus so manches graue Haar bescheren. Seit den Tagen des legendären Milliardärs Adnan Kashoggi, der auch ob des Thrills seiner zweifelhaften Profession im globalen Jetset eine fixe Größe darstellte, sind Waffenhändler ein Topziel von Medien und Staatssicherheitsdiensten.

Letztere sind allerdings nicht so sehr um die potenziell verheerenden Auswirkungen der Geschäftstätigkeiten der Privathändler besorgt, sondern verfolgen sie vor allem, um unliebsame Konkurrenz auszuschalten. Schließlich ist der Waffenhandel eines der weltweit lukrativsten Geschäfte, an denen staatliche Unternehmen sowie zahlreiche Mittelsmänner hervorragend verdienen. Ist der Handel mit Kriegsmaterial an sich nicht schon fragwürdig genug, so blühen im Schatten dieses Wirtschaftszweigs oft zusätzlich pure Korruption, Bestechung und kriminelle Energie.

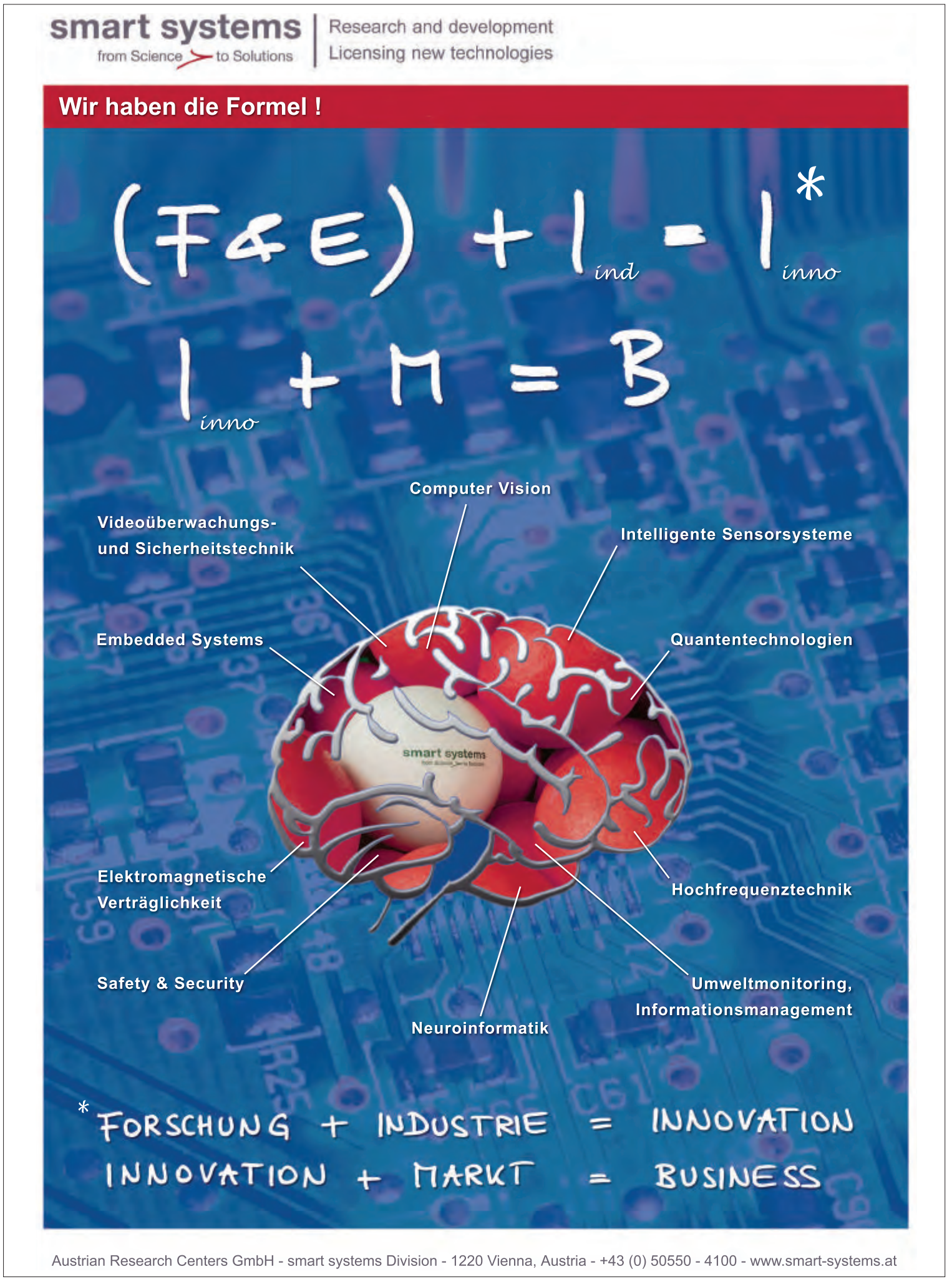
Exportschlager

Die Summen, über die nicht gern offen geredet wird, sind enorm. Laut der auf Militär und Geheimdienste spezialisierten britischen Jane’s Information Group wurden allein 2006 weltweit Waffen im Wert von rund 67 Mrd. US-Dollar exportiert. Zwischen 2002 und 2007 nahmen die USA 63 Mrd., England 53 Mrd. (erst heuer wurden mit dem Verkauf von 72 Eurofightern an Saudi-Arabien schon sieben Mrd. erzielt), Russland 33 Mrd., Frankreich 17 Mrd. sowie Deutschland und Israel je neun Mrd. US-Dollar ein.

Südafrika, die Schweiz und einige der neuen CEE-Staaten sind ernst zu nehmende Global Player, die auch ein Stück vom wohlschmeckenden Kuchen verlangen. Besonders China drängt jedoch sehr vehement auf den Markt. Das jüngst enttarnte „kleine Freundschaftsgeschäft“ mit Zimbabwe ist nur eine Eisbergspitze, und allein zwischen 1980 und dem Ausbruch des Irak-Kriegs kassierte man in Peking etwa für offizielle Waffenlieferungen an den Irak und den Iran laut Insidern rund 57 Mrd. US-Dollar.

„Waffen aller Art sind im Überfluss vorhanden. Eine AK-47, die heute nur einen Kaufpreis von 50 US-Dollar erzielt, wird von den Händlern nun in 10.000er-Stückzahlen zur Geschäftsanbahnung hergeschenkt“, so ein Mitarbeiter von Jane’s. „Dabei ist man bei den Zielländern nicht wirklich heikel. England hat zum Beispiel 2005 insgesamt 6902 Verkaufslizenzen genehmigt, jedoch nur 44 aus Gründen der Lieferung an Konfliktländer verweigert. Von den 20 im Jahr 2006 belieferten Staaten wurden nicht weniger als 19 als Problemländer mit Menschenrechtsverletzungen tituliert. Aber in Anbetracht von rund 98.000 Jobs direkt in der britischen Waffenindustrie drückt man schon ein Auge zu.“

Für den Umstand, dass interessierte Konfliktländer und paramilitärische Verbände im „Worst Case“-Szenario dennoch zu Waffen kommen, sorgen letztlich die staatlich verfemten Privathändler. Dass Endverbraucherzertifikate von korrupten Diplomaten ebenso leicht zu erhalten sind wie EU-Visa, ist jedermann klar. „Wenn das nicht reicht oder Kontrollbehörden übereifrig agieren, nimmt man private Händler in Anspruch, und dann verwandeln sich eben wie im Billigkrimi Maschinenteile in Raketen“, erklärt ein Analyst in Brüssel. „Leute wie Bout oder Al-Kassar werden nur ab und zu geopfert, wenn sie untragbar werden, doch andere springen rasch ein, und das Geschäft geht weiter. Waffen werden schließlich nicht produziert, um in Lagerhallen zu verrotten.“



Kommentar

Christian Czaak

Es war einmal in Wien

Auf dem Tisch lagen verkehrt zwei Spielkarten. An jeder der acht Kartenecken lagen Geldbündel. Gesetztes Geld auf eine Ecke, die eine Karte vom Siebener bis zum Ass bedeutete. Den Geldhaufen gewann der Spieler, für den die nächste umgedrehte Karte das Symbol der Ecke bestätigte. Stoß. Verbotenes Glücksspiel. Ein Café in der Wiener Vorstadt, Mitte der 70er Jahre. Im Nebenraum saßen hübsche Damen namens Mitzi oder Syval. Vor dem Lokal standen Corvettes. Manchmal auch Fiaker, die auf dem Heimweg in ihre Stallungen ihren Tagessold vervielfachen wollten. Dem Wachzimmer auf der Straßenseite gegenüber brachten die besonders hübschen Damen Getränke. Und wer nach Spielverlusten kein Geld mehr hatte, ging zu einem immer anwesenden Geldverleiher vulgo Saugerl. Der unterschied sich von einer Bank hinsichtlich der Zinsen: 50 Prozent. Pro Woche. Konnte nicht bezahlt werden, kam sein Inkassobüro Die Keule. Ob dafür eine Gewerbeberechtigung vorlag, ist mir nicht mehr bekannt. Das Gewerbe der Wiener Vorstadtstrizzis war Glücksspiel, Kreditwucher, Prostitution und Hehlerei.

Gewalttätige Kriminalität gab es nahezu keine. Die Bezirke waren aufgeteilt, die Gewerbe auch, und die Damen waren fast alle mit dem Deckel beim Gesundheitsamt registriert. Am Gürtel war die Zentrale der Wiener Strizzis. Den Queens Club gibt es heute noch. Alles andere nicht mehr. Der Balkankrieg hat die harten Drogen gebracht, der Fall des Eisernen Vorhangs den Frauenhandel und wirklich gewalttätige Kriminelle. Als Kind dieser Vorstadt waren das spannende Erfahrungen. Ein ungutes Gefühl hatte ich nie. Die Wiener Strizzis hatten ein großes Herz. Die Damen übrigens auch.

Mario Koeppl

Verbrechen lohnen sich

Erfolgreiche Drogenbarone, Menschenhändler, Internet-Betrüger sowie der eine oder andere russische Oligarch können unter diese Titelzeile sicher jederzeit lächelnd ihre Unterschrift setzen. In einer Ellbogengesellschaft mit ständig sinkenden Moralvorgaben können wohl nur völlig weltfremde Idealisten dies bestreiten. Kriminelle Handlungen mögen zwar für Kleinganoven oder Affekttäter nicht lukrativ, sondern existenzzerstörend sein, doch im großen Rahmen und mit jeder Menge Chuzpe ausgeführt, zahlt sich der Einsatz von krimineller Energie immer mehr aus. In Fällen von Wirtschaftskriminalität à la Enron, wo die auf freiem Fuß befindlichen Täter, die gefassten Angeklagten sowie Mitwisser oder Drahtzieher im Hintergrund entweder nach einer lächerlichen Haftdauer einem sorgenfreien Leben entgegensehen oder erst gar nicht gefasst werden und die involvierten Anwälte mit millionenschweren Buch- oder Seminarverträgen zusätzlich absahnen, ist jeder kleine Bankräuber, der rasch ein paar Tausend Euro an sich bringen will, ein jämmerliches Würstchen. Jeder Immobilienbetrug mit veruntreuten Millionenbeträgen lässt dem Villeneinbrecher das Werkzeug oder dem Versicherungsbetrüger den Schadensantrag aus der Hand fallen. Aber auch „normale“ Verbrecher, die ins Fangnetz der Justiz taumeln, tragen selbst im weitesten Sinne zu lohnenden Einkünften aus der Existenz von Kriminalität bei. So hat etwa die Privatisierung von Haftanstalten in einigen Ländern dazu geführt, dass mit den Häftlingen durch Subventionen und Verwendung billiger Arbeitskraft ein gutes Geschäft zu machen ist. Egal wie man es also betrachtet – im Endeffekt zahlt sich Verbrechen für irgendjemanden immer ordentlich aus.

Strizzis im Nadelstreif

Insider-Handel, Schwarzgeldwäsche, Finanzbetrug, Untreue und Bestechung kommen meist im Nadelstreif daher. Es hat lange gedauert, bis die Justiz dies erkannt hat.

Arno Maierbrugger

Es gibt wohl kaum einen anderen Bereich, in dem das subjektive Rechtsempfinden von Täter und Opfer soweit auseinanderklafft, wie in der Wirtschaftskriminalität. Wer sich etwa mittels Insider-Handel oder Finanzbetrug bereichert, gilt nicht nur im eigenen Umfeld eher als smart statt als kriminell.

Nicht umsonst konnte ein Untreuesystem in höchsten Wirtschaftskreisen zum Beispiel bei Volkswagen oder ein Bestechungskreislauf wie bei Siemens so lange funktionieren. Man dachte, das Jonglieren mit Millionen sei ein Kavaliersdelikt, weil es weniger verbrecherische Energie als strukturelle Intelligenz voraussetzt.

Finanzbetrüger und Nadelstreif-Strizzis gibt es, seit es Banken und Börsen gibt. Im Gegensatz zur „herkömmlichen“ Kriminalität handelt es sich dabei um den sogenannten „White Collar Crime“, definiert durch Täter aus den höheren sozialen Schichten beziehungsweise höhergestellten, zumeist mit Finanzberufen, deren Motive über die Aneignung von fremden Besitz hinausgehen.

In einer Definition zur Wirtschaftskriminalität hat das deutsche Bundeskriminalamt nicht nur einmal die „besondere Komplexität“ dieser Delikte hervorgehoben. Dies rührt zum Beispiel schon daher, dass bei der Wirtschaftskriminalität nicht überwiegend die Schädigung eines Einzelnen im Vordergrund steht, sondern die Schädigung einer Gruppe (etwa anonymer Anleger) oder der Allgemeinheit (Steuerbetrug, Subventionsbetrug).

Ein essenzieller Unterschied zu normalen Straftaten ist auch, dass die Ermittlung bei Wirtschaftskriminalität und deren Nachweis aufseiten der Exekutive kaufmännische Kenntnisse verlangt; ein Problem, dem erst durch die Schaffung entsprechender Sonderkommissionen in den letzten Jahrzehnten begegnet werden konnte.

Goldene Zeiten

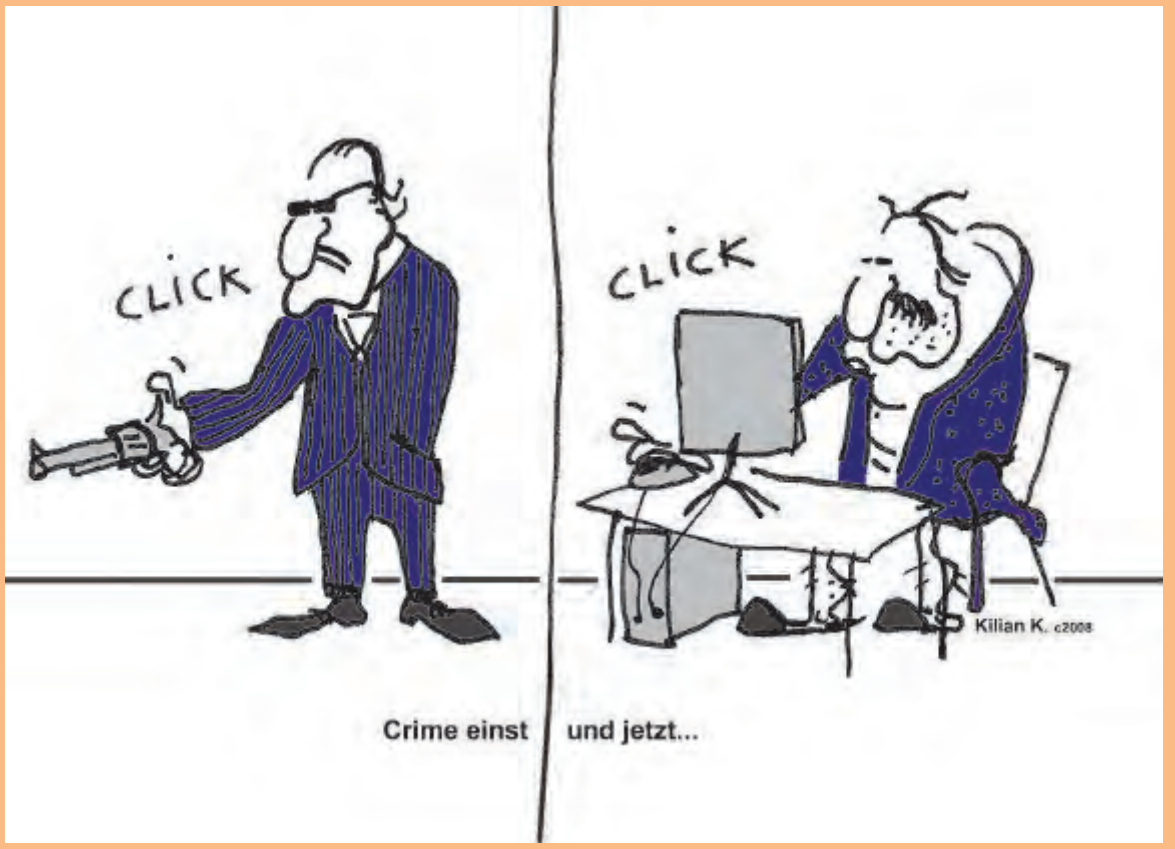
So sind auch zum Beispiel die 1980er Jahre als die goldenen Zeiten der Börsebetrüger in die Annalen eingegangen, als Spekulanten an der Wall Street die neu eingeführten elektronischen Handelsmechanismen schamlos ausnutzten und der Börseaufsicht zum Schaden der Anleger immer einen Schritt voraus waren. Diese Entwicklung kulminierte unter anderem in den spektakulären Aktivitäten eines Nick Leeson, der mit unerlaubtem Derivate-Handel 1995 die älteste Investmentbank Englands, die Barings Bank, zu Fall brachte.

Im Zuge des Leeson-Skandals wurden zwar weltweit die Kontrollmechanismen der Banken verstärkt, aber offenbar nicht wirkungsvoll genug, sonst wäre es einem Jérôme Kerviel nicht 13 Jahre später gelungen, seinem Arbeitgeber Société Générale mit illegalen Spekulationen fast fünf Mrd. Euro Verlust zu bescheren.

Von Österreich heißt es, dass Wirtschaftskriminalität jährlich rund 15 Mrd. Euro an Schaden verursacht. Diese Summe setzt sich zusammen aus klassischem Geldanlagebetrug (bis zu vier Mrd.), firmeninternem Betrug wie Untreue sowie Zoll- und Finanzbetrug, Bestechung, Geldwäsche und Produktpiraterie.

Ausgeklammert bleiben dabei die Finanztricks in großem Stil der organisierten Kriminalität, die sich mit Vorliebe des internationalen elektronischen Geldverkehrs bedient. Die Spanne reicht hier von dubiosen Immobilienprojekten bis hin zu hochkomplexen Geldwäscheinstrumenten mit Derivaten. Es liegt auf der Hand, dass dabei nicht der kleine Mafioso von der Straße am Computer-Terminal sitzt, sondern der bestens ausgebildete, wenn auch kriminelle Finanzexperte, der vom rechten Weg abgekommen ist. Nach Schätzungen des Internationalen Währungsfonds trägt die Geldwäsche der Mafia zu mehr als zwei Drittel zu den weltweiten, als dubios zu bezeichnenden Finanzströmen bei.

Karikatur der Woche



Zeichnung: Kilian Kada

Dossier Mord

Satan im Hippielook

Charles Manson und seine Umtriebe bilden längst ein abgeschlossenes Kapitel der Kriminalgeschichte. Doch an die 40 Jahre nach den Tate-Morden interessiert sich die Öffentlichkeit nun wieder für den Monster-Hippie.

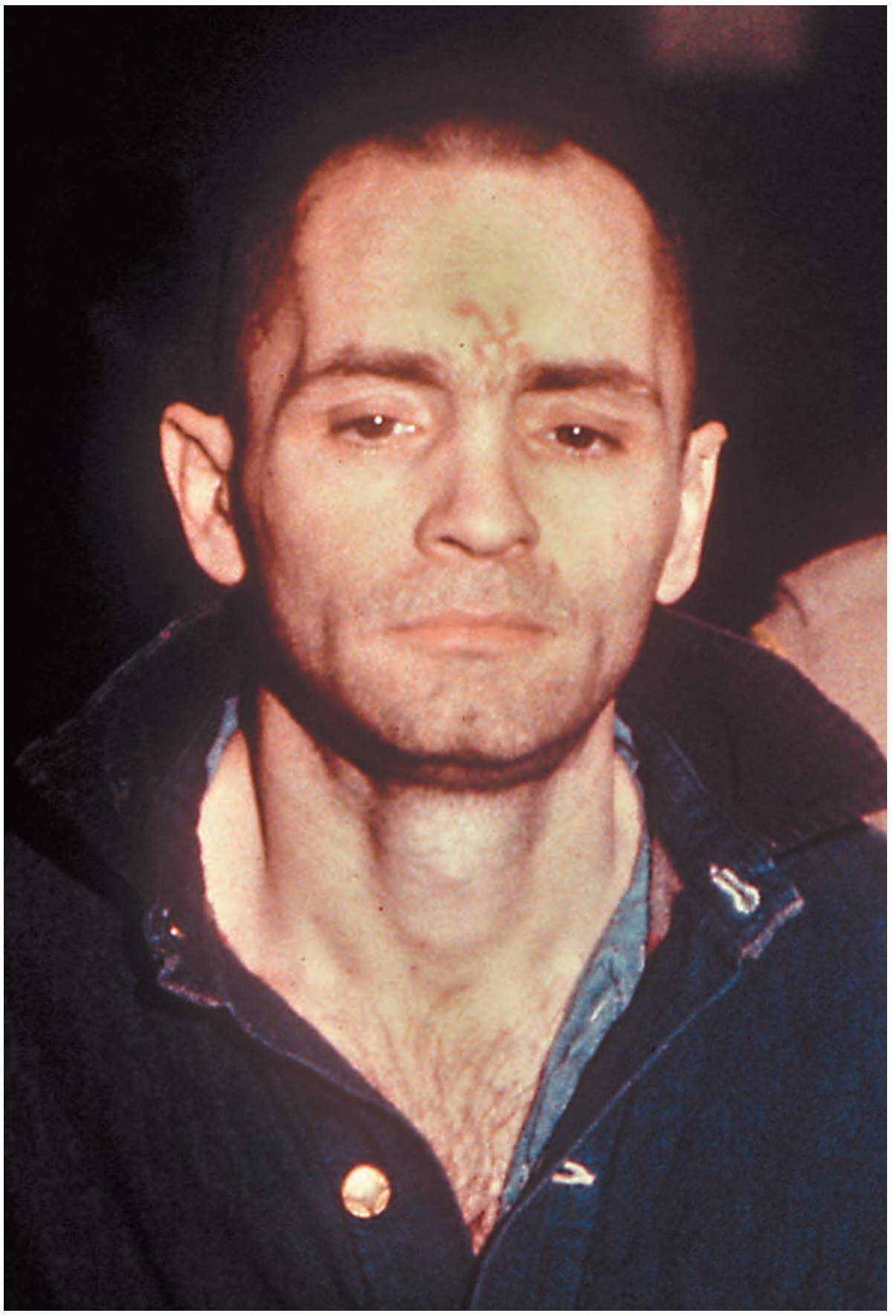


Foto: DPA

Warum sich Sheriff Bill Lutze vom Los Angeles Police Department im Mai 2008 plötzlich wieder für Charles Manson zu interessieren begann, konnte er selbst nur vage erklären. Polizeispürhunde hätten auf der ehemaligen Ranch der Manson Family im Death Valley in Kalifornien angeschlagen, was Lutzes jahrelang gehegten Verdacht vertiefte, auf der Manson-Ranch würden noch einige Knochen vergrabener Mordopfer vergraben sein. Schließlich seien dort in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre, als die Manson Family auf der Ranch ihre tödlichen Pläne schmiedete, gelegentlich Reisende und Landstreicher auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Die Suche brachte allerdings nichts Neues, außer dass ein paar leere Patronenhülsen jüngeren Datums gefunden wurden – aber keinerlei Knochen oder sonstige grausige Rückstände von Kultmorden.

Das Interesse an Manson ist aber durch die Medienberichte wieder deutlich aufgeflammt. Kommentatoren in US-Zeitungen schrieben historische Betrachtungen über diese grausame Phase der Hippie-Ära, und Youtube verzeichnete hohe Zugriffe auf Videos von Interviews mit Manson in der Haft. Gedenkt Amerika eines Kultverbrechers?

1969 galt als Schlüsseljahr für die Manson Family, jene sektenhafte Vereinigung von drogenumnebelten Hippies, die einer kruden Weltuntergangsidee ihres Führers Charles Manson nachhingen. Der frühere Kleinkriminelle aus desolaten Familienverhältnissen entdeckte nach mehreren Aufenthalten in Jugendstrafanstalten bald sein Talent zum Guru – eine übrigens erstaunliche, wenn auch zugegebenermaßen weit hergeholte Parallele zum RAF-Gründer Andreas Baader – und übte damit einen nicht zu geringen Einfluss auf junge Frauen aus.

Die Manson Family bestand zu ihrer Hochblüte neben Manson selbst aus Susan „Sadie“ Atkins, Lynette „Squeaky“ Fromme, Patricia „Katie“ Krenwinkel sowie den männlichen Mitgliedern Charles Watson, Leslie Van Houten und Bobby Beausoleil.

Neben den Experimenten mit psychogenen Drogen aller Art und der Überlieferung nach auch ungezügeltem Gruppensex hing die Kommune vor allem den Hirngespinsten Charles Mansons nach. Er behauptete, die schwarzen Amerikaner würden bald in einem Aufstand die Weißen untertan machen, wenn sich die Family nicht mit ihm als Führer zur Rettung der Rasse in eine unterirdische Höhle im Death Valley, dem Tor zum Paradies, flüchten würde. Die diesbezügliche Botschaft gab Manson vor, aus dem Beatles-Song *Helter Skelter* herausgehört zu haben.

Rassistischer Drogenwahn

In dieser Mischung aus rassistischem Drogenwahn und völligem Wahnsinn fand es Manson angebracht, sich quasi zur Übung für die Verteidigung der Rasse zunächst die Reichen und Schönen Hollywoods vorzunehmen, insbesondere den Musikproduzenten Terry Melcher (Ry Cooder, The Beach Boys), der von Manson komponierte Songs nicht verlegen wollte.

Melchers Villa in Hollywood war zu jener Zeit an den polnisch-französischen Regisseur Roman Polanski und seine Frau Sharon Tate vermietet. Die Manson Family erhielt den Auftrag, dorthinzugehen und die Bewohner umzubringen. Polanski war gerade auf Auslandsreise, aber die schwangere Tate wurde gemeinsam mit vier weiteren anwesenden Personen in der Nacht vom 8. auf den 9. August 1969 bestialisch ermordet. Einen Tag später ermordeten die Monster-Hippies in einer anderen Villa den reichen Handelsunternehmer Leno LaBianca und seine Frau, unter anderem mit deren eigenen Cocktailgabeln.

Es ist erwähnenswert, dass Charles Manson bei diesen Morden nicht selbst tätig wurde, sondern sie von seiner Family ausführen ließ. In seinen späteren Vernehmungen betonte er dies immer wieder. Dennoch musste er wegen Anstiftung lebenslang ins Gefängnis.

Trotz der aus nüchterner Sicht schwer nachvollziehbaren Beweggründe für diese Morde ist Susan Atkins, die Mörderin von Sharon Tate, die mit deren Blut das Wort „Pig“ an die Wand geschrieben hatte, heute keineswegs reumütig. Sie geriet gerade erst wieder in die Schlagzeilen, als sie ihre Freilassung aus dem Frauengefängnis in Corona, Kalifornien, aus humanitären Gründen beantragte, weil sie nämlich unter einem unheilbaren Gehirntumor leidet. Seit 37 Jahren ist Atkins eingesperrt, doch eine Selbsteinsicht bezüglich des Unrechts ihrer Tat kam ihr bis jetzt noch nicht über die Lippen. Sie war jedenfalls nach eigener Aussage während der Tat „komplett stoned“.

Fortsetzung auf Seite 18

ED_61-08_17_D.indd 17 10.07.2008 13:35:03 Uhr

Dossier – Mord

Fortsetzung von Seite 17

Wenn sich Atkins nicht während eines späteren Haftaufenthalts – als sie wegen eines anderen, geringfügigen Delikts einsaß – bezüglich der Tate-Morde gegenüber einer Zellengenossin verplaudert hätte, wäre die unglaubliche Tat wahrscheinlich gar nicht ans Tageslicht gekommen. Die Polizei tappte nämlich lange im Dunkeln und war durchaus geneigt, der Theorie, es handle sich um einen aus Rassenmotiven begangenen Mord einer schwarzen Bande, Glauben zu schenken. Die zweite Variante war die Verdächtigung einer Motorradgang, die damals in Los Angeles ihr Unwesen trieb.

Aufgrund des Hinweises aus dem Frauengefängnis und weiterer Indizien wurden Charles Manson und seine Gefolgschaft aber dann auf deren Ranch im Death Valley festgenommen. Es folgte ein aufsehenerregender Mordprozess, der mit Todesurteilen für alle Beteiligten endete. Da der Staat Kalifornien aber die Todesstrafe in den 1970er Jahren abschaffte, wurden alle Urteile in lebenslanges Gefängnis umgewandelt.

Manson sitzt heute noch, 73-jährig, im Staatsgefängnis von Corcoran, in das er nach Aufenthalten in San Quentin und im Folsom Prison gebracht wurde. Seine mittlerweile elf Gnadengesuche wurden allesamt abgelehnt.

Mit Morden an Hollywood-Prominenten haben der Sektenführer Charles Manson und seine „Family“ 1969 der Hippie-Bewegung einen Schock versetzt. Foto: Bilderbox.com

Selbstmitleid statt Reue

Es existiert eine Abschrift seiner Aussage vor dem Richter damals, die eine lange Litanei an Starrsinnigkeit, Verwirrung und Selbstmitleid ausdrückt, jedoch keinerlei Reue. Manson nahm darin häufig Bezug auf seine schwierige Kindheit – er war der Sohn einer drogensüchtigen Prostituierten – und seine Haftstrafen schon im jungen Alter, oft wegen geringfügiger Delikte. Auffallend oft stellte er sich selbst, den Outlaw, „ihr“, der Obrigkeit des Staates, der Umwelt, der Gesellschaft, gegenüber.

So sagte er beispielsweise: „Ich habe nach meinem besten Wissen gehandelt, und ich habe alles gegeben, was ich geben konnte. Und ich habe keine Schuld an irgendwas, denn ich konnte nie etwas Unrechtes sagen. Ich habe nie etwas Unrechtes ins Leben gerufen. Ich sehe Unrecht, und es ist alles relativ. Unrecht ist es, wenn du kein Geld hast. Unrecht ist es, wenn deine Auto-Raten überfällig sind. Unrecht ist es, wenn der Fernseher ausfällt. Unrecht ist es, wenn Präsident Kennedy getötet wird.“

Und an den Richter gewandt fuhr er fort: „Ihr übertragt Angst. Ihr habt ein Monster aus mir gemacht, und ich muss den Rest meines Lebens damit verbringen. Ihr nehmt einen kleinen, alten, bettelnden Niemand, der aus Mülltonnen isst, den keiner will, der aus dem Gefängnis

> „Ich habe nach bestem Wissen gehandelt, und ich habe alles gegeben, was ich geben konnte.“
>
> CHARLES MANSON

geschubst wurde, der durch jede Höllenkammer gezerrt wurde, die ihr euch vorstellen könnt, und ihr schleift ihn hierher und stellt ihn vor Gericht.“

Dämlicher Junge

Und weiter über sich selbst: „Ich bin ein dämlicher Junge vom Lande, der nie erwachsen wurde. Ich kam ins Gefängnis, als ich acht war, und wurde erst mit 32 wieder entlassen. Ich habe mich eurer freien Welt nie angepasst. Ich bin immer noch der dumme, kornpflückende Junge vom Lande, der ich immer gewesen bin.“

Von den Medien bekam dieser „dumme Junge vom Lande“ allerdings den Nimbus eines satanischen Hippie-Kult-Anführers verpasst, der sich die Gedanken und die Seele seiner Jünger aneignete und sie zu bestialischen Taten verführte.

Dennoch konnte kaum einer der Prozessbeobachter und auch niemand der vielen Manson-„Analytiker“ später schlüssig erklären, warum es zu diesen Morden kommen musste. Das Einzige, was als Definition halbwegs hinkommt, ist, dass diese Morde nichts anderes als ein grausiges „Kunst-Happening“ gewesen sind; eine albtraumgewordene Katharsis; eine Tragödie im ultimativsten Sinne, Living Theatre, oder besser, Dying Theatre.

Das erklärt vielleicht auch, dass sich aus diesen sinnlosen Morden und aus den hirnlosen „Lehren“ einer traurigen Gestalt wie Manson ein „Kult“ entwickeln konnte. Die Nachwirkungen des Hippie-Mörders manifestierten sich vor allem in der Koketterie mit ihm: Neben ernsthaften und weniger ernsthaften Büchern und Untersuchungen über ihn entwickelte sich bald ein zynisches Manson-Merchandising als eine Art Anti-Popstar in Gestalt von T-Shirts, Postern, Ansteckern und Aufnähern; irgendwer verdient wohl groß daran.

Einige Rockbands haben Bezüge zu Charles Manson, vor allem der Schock-Rocker Marylin Manson, dessen (Kunst-) Nachname auf den Schlächter vom Death Valley zurückgeht. Andere Bands, von den Ramones über Guns ’n’ Roses bis zu System of a Down, nehmen in Songs auf Manson Bezug.

Angeblich hat Manson selbst auch Einflüsse vom sogenannten Satanisten Aleister Crowley übernommen, der 1947 starb und als dessen Wiedergeburt sich Manson angeblich begriff. Der Filmemacher Kenneth Anger, der auf der Basis von Schriften Crowleys recht seltsame „satanistische“ Filme wie *Lucifer Rising* produzierte, traf angeblich mit Manson zusammen und soll ihn mit was auch immer beeinflusst haben.

Seltsamer Ideologiemix

Als das notorischste Mitglied der Manson Family galt die erwähnte Susan Atkins, die eine ähnlich verpatzte Kindheit und Jugend wie Manson vorweisen konnte. Die Eltern Alkoholiker, sie selbst Schulabbrecherin, war sie bald zu Gast auf allen Hippie- und Drogenpartys in San Francisco, wo sie Manson kennenlernte und später in seine Kommune eintrat.

> „Unrecht ist es auch, wenn du deine Auto-Raten nicht mehr zahlen kannst oder dein Fenseher ausfällt.“
>
> CHARLES MANSON

Ein nicht leicht nachvollziehbares Phänomen dieser Zeit ist, dass die „Blumenkinder“ auf Drogen die allerseltsamsten Ideologien in ihrer Sinnsuche zusammenmixten. So war neben dem Üblichen, der freien Liebe und der Bewusstseinserweiterung, gerade der Mode-Satanismus dieser Zeit (etwa vom Crowley-Adepten Anton LaVey, dem Gründer der „Church of Satan“) in Verbindung mit der Koketterie mit faschistischen Ideen, die sich in den Köpfen der Satanisten-Hippies vor allem in der Geringschätzung der schwarzen Bevölkerung ausdrückte, en vogue.

Ein gesellschaftspsychologisch leicht zu deutendes Phänomen: Der White Trash suchte sich eben einen im damaligen Umfeld noch weniger angesehenen Teil der Gesellschaft, um darauf herabzusehen. Charles Manson ließ sich schließlich ein Hakenkreuz auf die Stirn tätowieren. Auch der Tatsache, dass sein Name genau 13 Buchstaben hat, maß Charles Manson eine gewisse satanistische Bedeutung bei.

Die Nachwirkungen der Manson-Morde sind bis heute erstaunlich. Das deutsche Magazin *Focus* veröffentlichte kürzlich eine „Liste der größten Bösewichter der Geschichte“, in der Manson in eine Reihe mit Nero, Caligula, Hitler, Mengele, Stalin und Osama bin Laden gestellt wird, was möglicherweise trotz der singulären Schrecklichkeit seiner Taten als etwas überzogen betrachtet werden kann.

Manson ist Populärkultur

Und so ist Manson auch in die amerikanische Populärkultur eingegangen, unter anderem in die Comic-Serie *South Park,* wo er einen Auftritt als geläuterter Massenmörder hatte, der letzten Endes das Unrecht seiner Taten einsieht und beginnt seine Memoiren zu schreiben.

Wenn man von einem der möglichen Motive der Tate-Morde ausgeht, nämlich, dass Manson Rache dafür üben wollte, dass sein Musikalbum nicht verlegt wurde, so hat er späte Genugtuung erhalten. Im Jahr 2005 wurde sein bisher letztes Album *One Mind* veröffentlicht, laut Aussage der Plattenfirma Family Jams eine Aufnahme voll von „purem Charlie“, mit Songs, Trance-Poesie, Rap und auch Reden.

Andere Alben von Manson sind ebenso erhältlich, das erste kam 1970 heraus, um seine Verhandlung zu finanzieren. Und allen Beach-Boy-Fans sollte bewusst sein, dass der Song *Never Learn Not to Love* (1969) aus der Feder Mansons stammt.

Die Verbrechen von Charles Manson sind aus heutiger Sicht deswegen so beachtet worden, weil sie in einem kulturellen und soziologischen Umfeld passiert sind, in dem einfach alles zusammenkam: die Hippie-Bewegung im Drang der Befreiung vom Mief der McCarthy-1950er, die Drogenwelle, die Kommerzialisierung der Populärkultur, zeitgeistige Sektenbewegungen und die Orientierungslosigkeit sozialer Loser aus schwierigen Verhältnissen, die keine staatliche Institution auffing. Aus all dem wurde „Kult“.

Arno Maierbrugger

Dossier – Mord

Profikiller und Möchtegernmörder

Ein Menschenleben ist schon ab sechs Euro wohlfeil, und Dilettanten sorgen für ungewollte Heiterkeit.

Von den meist politischen Meuchelmördern der Antike hat sich das schaurige Metier zu einem Spielplatz für Verzweifelte, Kriminelle, Soziopathen und Ex-Militärs entwickelt, die nichts mit dem Bild des smarten Killers in Literatur und Film gemein haben. Foto: Photos.com

Zwei prominente Fälle in Japan sorgten vor nicht allzu langer Zeit für Heiterkeit wie auch schauriges Befremden. Ein Japaner suchte mittels SMS und Internet einen Mörder für seine Frau, um in den Besitz der Lebensversicherung von 100 Mio. Yen (rund 800.000 Euro) zu gelangen. So kurios es klingt: Der Mann hätte es beinahe geschafft, denn in der Tat wollte ein „Neueinsteiger" die Tötungsprämie von 30 Mio. Yen kassieren. Die Ehegattin konnte sich im letzten Moment zu Nachbarn retten.

Den Vogel schoss jedoch jene 32-jährige Japanerin ab, die sich aus Wut über die Untätigkeit ihres ebenfalls über das Internet um 110.000 Euro angeworbenen Berufskillers direkt an die Polizei wandte und dort um Hilfe bat, den Mann doch endlich massiv an seine im Voraus bezahlte Pflicht zu erinnern und die verhasste Nebenbuhlerin endlich zu beseitigen.

So skurril diese beiden Fälle auch anmuten, so ernsthaft sind die sozialen Probleme, die hinter diesen sowie zahllosen anderen durchaus vergleichbaren Fällen vor allem in den zivilisierten Industriestaaten schlummern. In einer Zeit, in der diverse Konfliktlösungen zunehmend gewalttätige Züge erhalten und feindliche Übernahmen oder Streitigkeiten blutige finale Konsequenzen zeitigen, sind Hobbykiller, Profimörder oder andere Soziopathen sichtlich wieder en vogue und gefragt.

Pro Tag eine Tötung

„Laut Interpol und anderen Organisationen verschwinden jährlich weltweit rund 150.000 Personen, ohne jemals wieder aufzutauchen. Nimmt man an, dass konservativ geschätzt zumindest zehn Prozent davon einem Verbrechen zum Opfer fielen und ungefähr fünf Prozent davon auf Auftrag beseitigt wurden, so ergibt das pro Tag mehr als eine Person, die weltweit gegen Bezahlung getötet wird", erklärte eine Sprecherin der britischen nichtstaatlichen Organisaion „Missing People".

Was den Lesern von Frederick Forsythe, Ken Follett und anderen Krimi-Autoren wohligen Grusel vermittelt oder in Hollywood-Filmen à la *Collateral* unter dem Jauchzen von Zuschauern verherrlicht wird, ist also sichtlich für so manche traurige Realität. Die Story vom in feinstes Designertuch gehüllten, mit Sonnenbrillen, Aktenköfferchen und flotten Sprüchen auftretenden smarten Auftragsmörder, der mit seinen Aufträgen ein Vermögen verdient, ist zu 99,9 Prozent ein Märchen.

> „Man nimmt an, dass täglich eine Person gegen Bezahlung ermordet wird."
>
> Sprecherin, „Missing People"

Zwischen Rio de Janeiro, Lagos und Manila gehen im privaten Umfeld vor allem desolate Existenzen, Ex-Angehörige von paramilitärischen oder geheimdienstlichen Organisationen oder skrupellose, oft von Syndikaten abhängige Schwerkriminelle dem tödlichen Metier nach. Auch ist der „private Sektor" als klein zu bewerten, denn die meisten der registrierten Auftragsmorde passieren einerseits im kriminellen Umfeld, andererseits im staatlichen oder wirtschaftlichen Auftrag. Beste Beispiele für Ersteres sind die Aktivitäten der chinesischen Triaden, des osteuropäischen organisierten Verbrechens oder der in Lateinamerika beheimateten Drogenkartelle. Ex-Söldner und ausgemusterte Soldatenkader füllen bereitwillig die Lücke zum zweiten Punkt, und vom Staat bezahlte Attentäter runden das traurige Bild ab.

So ist vor allem Zimbabwe zur Stunde trauriger Spitzenreiter in Sachen bezahlter Mord. Die Killer des Mugabe-Regimes töten laut Berichten der UNO und privater Hilfsorganisationen derzeit schon für rund zehn US-Dollar pro Mordauftrag.

Töten ohne Moral

In einem Land, in dem die Inflation ungeahnte Rekordwerte erreicht, jedes Menschenrecht außer Kraft gesetzt und Hunger ein ständiges Tagesthema ist, sind neue Rekruten mit harter Währung für jede kriminelle Tat leicht zu ködern. Jede soziale Struktur sowie jeder humane Wert oder Moral ist dort obsolet. Auch in den Slums der Großstädte Nigerias, den Wellblechstädten Lateinamerikas oder Südafrikas und in Staaten wie Mexiko, Pakistan, Burma und Indonesien macht ein Auftragsmord niemanden reich. Es muss schon jemanden treffen, der wichtig oder prominent genug ist, wenn der Preis für die Tötung eines Menschen die 100-US-Dollar-Grenze übersteigt.

Weit besser verdienen jene Gestalten mit „brauchbarem Hintergrund", die für Syndikate oder paramilitärische Einheiten agieren und starrköpfige Staatsdiener, unbelehrbare Pressevertreter oder im Weg stehende Geschäftsleute beseitigen. Morde an Journalisten, wie etwa in Moskau, oder Lokalpolitikern in Sofia füllen die Kassen der Täter schon deutlich. Hier macht sich das Verwenden von Profikillern bezahlt.

> „Bulgariens Attentäter könnten auf offener Straße morden, ohne je behelligt zu werden."
>
> Parvan Dangov

Besonders in Bulgarien ist der Auftragsmord eine beliebte Variante der Machtergreifung und Einschüchterung der Öffentlichkeit und Justiz. So wurden zum Beispiel laut Medien allein zwischen 1998 und 2007 über 150 Auftragsmorde durchgeführt, ohne dass es zu einer einzigen Verhaftung kam. Das erschreckende Beispiel der Brüder Galev steht stellvertretend für ein totales Dilemma des Staates.

Auf staatlicher Lohnliste

Parvan Dangov, Ex-Bürgermeister von Dubnitsa, klagt: „Inzwischen haben die beiden mit Bestechung, Erpressung und vor allem mit den gezielten Auftragsmorden die meisten Touristenstädte der Schwarzmeerküste in ihren Besitz gebracht, und niemand würde es wagen, sie zur Verantwortung zu ziehen, auch wenn sie mitten in der Stadt vor allen Leuten die Morde gleich selbst begehen."

Am lukrativsten jedoch ist noch immer der Job des Profikillers von staatlichen Gnaden. Führend ist hierbei vor allem Israel, wo die von den drei Geheimdiensten und vom jeweiligen Staatspräsident ermächtigten Mitglieder von „Kidons" (Tötungskommandos) sehr gute und regelmäßige, versteuerte Gehälter empfangen, um bei Bedarf im In- und vor allem Ausland in Aktion zu treten.

Davon können die lediglich über das alte, mittlerweile streng verbotene Buch *Hitman – A Technical Manual for Independent Contractors* informierten potenziellen Hobbykiller, Freaks und Teilzeitpsychopathen nur träumen. Geradezu lächerliche Fauxpas wie die beiden eingangs genannten Beispiele in Tokio, allgemeine Unzugänglichkeit zu echten Serviceangeboten der Branche an sich und die Ungeheuerlichkeit des Gedankens für jedermann stellen die Problematik des bezahlbaren Auftragsmords in eine ferne Nische, die wirklich nur dem Film und der Literatur vorbehalten sein sollte.

Mario Koeppl

Dossier – Mord

Bankraub – ein sympathisches Delikt?

Die Anzahl der Banküberfälle in Österreich ist überdurchschnittlich hoch. Der Zorn des Volkes hält sich in Grenzen.

Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?“ 80 Jahre vor dem Bawag-Skandal stellte Bertolt Brecht mit dieser provokanten Aussage Mackie Messers in der *Dreigroschenoper* die Seriosität von Banken in Frage und relativierte damit gleichzeitig die Schwere des Deliktes Bankraub.

Brecht ist heute aktueller denn je, bedenkt man folgenden Umstand: Bei einem Banküberfall in Österreich werden im Schnitt laut Bundeskriminalamt nicht mehr als 2000 bis 4000 Euro erbeutet. Im Bawag-Prozess hingegen stehen Menschen vor Gericht, die Milliardenbeträge veruntreut haben.

Hohes Risiko – geringe Beute

Das Risiko, erwischt zu werden, ist bei einem Banküberfall ungleich höher, die Gewinnchancen um vieles geringer als bei Wirtschaftskriminalitätsdelikten. Das Strafausmaß für die beiden unterschiedlichen Delikte steht in keinem Verhältnis zur Höhe der Beute.

Ein Beispiel: Helmut Elsner schenkte seinem Freund, dem Ex-Konsum-Chef Hermann Gerharter, 707.621,12 Euro. Mit diesem „Geschenk“ habe Elsner seine Befugnisse missbraucht, urteilte die Richterin, denn „eine Aktienbank hat nicht einfach etwas zu verschenken“. Strafausmaß: zweieinhalb Jahre Haft. Bis zu zehn Jahren Haft kann hingegen ein Bankräuber für einen unblutigen Bankraub ohne Waffe verknackt werden.

Ganz ehrlich, haben Sie noch nie davon geträumt, eine Bank zu überfallen, um endlich so viel Geld zu haben, dass Sie sich alle materiellen Wünsche erfüllen können? Die vergebliche Hoffnung auf einen Lottogewinn kann schon manchmal zu solchen Gedanken führen – das ist menschlich und noch kein Verbrechen. Kriminell ist nur die praktische Umsetzung.

Sympathieträger Bankräuber

Banküberfälle haben den Menschen schon immer beschäftigt und fasziniert. Medien räumen der betreffenden Berichterstattung viel Platz ein, berühmte Bankräuber werden in Filmen und Literatur zum Mythos erhoben. Gangsterpärchen à la Bonnie und Clyde erfreuen sich großer Solidarität und Sympathie.

„Ich stahl von den Banken, die das Volk bestohlen haben.“ Auch dieser Ausspruch eines Mitglieds der legendären Dillinger-Bande, die in den 1930er Jahren Dutzende US-Banken ausgeräumt hat, sorgte beim Volk für Respekt und Sympathie. Ein Phänomen, das zum Teil auch heute noch auftritt. Gelingt einem Bankräuber ein außergewöhnlicher Coup (besonders hohe Beute, raffinierte oder besonders geschickte Vorgangsweise), wird er bewundert und mutiert beinahe zum Volkshelden – wenn alles unblutig über die Bühne geht, versteht sich. Ein origineller Bank-Coup wird insgeheim als Aufstand gegen die Reichen, Mächtigen gesehen. Je höher die Beute, desto größer die Schadenfreude des minderbemittelten Volkes.

Eine Sicherheitsschleuse hätte diesen Bankraub vielleicht verhindert. Die heimische Bankenbranche geht aber lieber den sanften Weg, um Gewalt zu verhindern. Foto: APA

„Die Leute sympathisieren mit den Tätern, weil es in Österreich kaum verletzte Opfer gibt“, bestätigt Regine Wieselthaler-Buchmann, die Leiterin des Büros für Kapital- und Sicherheitsdelikte im Bundeskriminalamt. „Vermögensschaden wird toleriert, denn die Banken sind eh versichert, so die vorherrschende Meinung.“

Die Post, die im Bundeskriminalamt einlangt, zeigt, worüber sich Herr und Frau Österreicher am meisten empören: „Der Großteil der Zuschriften, die wir bekommen, betrifft Sexualdelikte. Da bieten sich Leute sogar als Lockspitzel im Bereich der Kinderpornografie an. Aber Beschwerdebriefe, wo sich jemand über einen Bankraub aufregt, sind mir bis jetzt noch nicht untergekommen“, gesteht die erfahrene Kriminalistin.

Ängstlicher Boulevard

Weniger tolerant gibt sich Österreichs Boulevardpresse, die über „Dramatische Steigerungen bei Banküberfällen“ schreibt und ängstlich fragt: „Ist unser Geld noch sicher?“ Am Tag nach Veröffentlichung der jährlichen Kriminalstatistik bricht stets der Kampf um die dramatischste, am meisten Gänsehaut hervorrufende Schlagzeile des Jahres aus.

Dass Österreichs Banken keine uneinnehmbaren Fort-Knox-Festungen darstellen, verdeutlichen die nackten Zahlen. Mit 136 Banküberfällen im Jahr 2006 liegt Österreich im europäischen Spitzenfeld. Vor allem Wien wird gerne als „Paradies für Bankräuber“ *(Kronen Zeitung)* betitelt. Von den 136 überfallenen Banken befanden sich mehr als die Hälfte (76) in Wien. Damit wurden in Wien mehr Banken überfallen als in Berlin.

Konträres Konzept

Während in anderen europäischen Städten die Zahl der Banküberfälle sinkt, steigt sie in Wien. Als Grund wird das Fehlen von abschreckenden Sicherheitsmaßnahmen wie Sicherheitsschleusen oder sichtbar bewaffnetem Wachpersonal genannt. Doch die nicht gerade kundenfreundlichen und wenig einladenden Hürden beim Betreten der Geldinstitute werden von der heimischen Bankenbranche nicht gewünscht.

„Wir sind der Meinung, dass zu viele Sicherheitsmaßnahmen Aggressionspotenzial erhöhen. Bewaffnetes Personal forciert Waffengebrauch und somit blutige Überfälle oder Geiselnahmen. Das wünscht sich niemand“, betont Michael Ernegger, stellvertretender Generalsekretär des Verbandes österreichischer Banken. „Wir setzen Prioritäten beim Kunden- und Mitarbeiterschutz. Natürlich wird auch im Hintergrund viel getan, aber das werden wir natürlich nicht rausposaunen.“ Gemeint ist unter anderem der Einsatz von Farbbeuteln zur Kennzeichnung gestohlener Banknoten, verzögerte Geldausgabe, um den Täter zu verunsichern, und die Forcierung von bargeldlosen Filialen, um die Schadenhöhe zu begrenzen. Auch die Zusammenarbeit mit der Polizei funktioniere sehr gut.

Ernegger versucht jedenfalls vehement, das Bild Wiens als Eldorado für Bankräuber zurechtzurücken. „Es entsteht immer der Eindruck, dass Bankraub bei uns ein Volkssport geworden ist, weil es den Tätern so einfach gemacht wird. Aber das stimmt nicht.“ Er bestätigt zwar, dass Wien eine hohe Zahl an Banküberfällen verzeichnet, verweist aber auf die Stadt Salzburg, die trotz gleicher Sicherheitsmaßnahmen einen einzigen Banküberfall im Vorjahr verbuchte. „Also, es geht nicht nur um Sicherheitsmaßnahmen“, betont der Branchenvertreter. „Es gibt nun mal ein Potenzial an Raubkriminalität in jedem Land, und wenn es bei Banken durch hohe Sicherheitsmaßnahmen schwieriger wird, dann weichen die Täter eben aus und überfallen Wettbüros oder Supermärkte.“ Die hohen Zuwächse bei Bankraubdelikten in Österreich kommen aber in erster Linie aus dem nicht organisierten Bereich.

Patscherte Verzweiflungstat

„Der Großteil der heimischen Banküberfälle wird von Personen verübt, die hoch verschuldet sind“, beschreibt der Kriminalsoziologe Wolfgang Stangl den „typischen“ österreichischen Bankräuber. In den meisten Fällen könne man von „Verzweiflungstaten“ sprechen, die gewaltlos und oft recht „patschert“ durchgeführt werden.

Stangl sieht darin ein Zeichen für ökonomische Probleme bestimmter Bevölkerungssegmente. „Viele tappen in die Schuldenfalle, durch Spielschulden, Jobverlust oder Scheidungen, wollen aber ihren Lebensstil nicht ändern.“

Hohe Schulden nach einer Scheidung waren auch das Motiv für jenen Mann, der vor wenigen Wochen die Sparkasse in Absdorf im Bezirk Tulln überfallen hat. Nichts Außergewöhnliches also. Die Polizei war dennoch geschockt, denn der Täter stammte aus den eigenen Reihen – er war Fahnder des Bundeskriminalamtes.

Astrid Kasparek

Dossier – Mord

Karin Strobl: „Der Boulevard tarnt nicht dieses allgemeine Bedürfnis der Menschen nach Sensation. Manche Kollegen von Qualitätsmedien müssen meiner Meinung nach aufpassen, dass sie da nicht über ihre eigene Selbstgerechtigkeit stolpern“, kritisiert die *Österreich*-Jounalistin die heimische Medienbranche.

Gerichtsreporterin aus Leidenschaft

Reinhard Gantar

Boulevardzeitungen wie *Kronen Zeitung* oder *Österreich* leisten sich oft einen Gerichtsreporter. Sogenannte Qualitätsmedien haben meist Redakteure, die sich „nebenbei“ mit dieser Materie beschäftigen. Foto: APA/Schlager

***economy:** Frau Strobl, Sie sind Gerichtsreporterin bei der Tageszeitung „Österreich“, hatten den gleichen Job auch früher bei der „Krone“. Die Bezeichnung „Gerichtsreporterin bei einem Boulevardblatt“ lässt der Fantasie viel Spielraum. Pendeln Sie nur zwischen Redaktion und Gericht? Oder sind Sie auch investigativ tätig? Suchen Sie Tatorte auf?*

Karin Strobl: Es gibt in Österreich nur eine Handvoll ausgewiesener Gerichtsreporter. Die meisten – zum Beispiel bei der *Kronen Zeitung* und dem *Kurier* – arbeiten ausschließlich für das Gerichtsressort. Andere Gerichtskollegen wie bei der *Presse* oder bei *Österreich* sind quasi One-Man- oder One-Woman-Shows und müssen auch in anderen Ressorts wie Innenpolitik, Wirtschaft und Chronik mitarbeiten. Der Fall bestimmt den Platz.

Nehmen Sie als Beispiel die Bawag-Causa. Hier haben erstmals Gerichtsreporter auch den Untersuchungsausschuss betreut. Wir sind fast täglich bei Gericht anzutreffen und bringen ein breites Spektrum an Wissen mit. Schließlich berichten wir vom klassischen Hendldieb bis hin zu komplizierten Fällen wie derzeit den Bawag-Prozess. An Tatorten findet man uns eher selten, da sich die Gerichtsreportage auf die Geschehnisse im Gerichtssaal konzentrieren sollte.

Die Nichtjuristin muss sich dennoch intensiv mit Paragrafen des österreichischen Gesetzbuches auseinandersetzen. F.: Österreich

Jeder Journalist ist im Grunde genommen Fachjournalist, denn sie oder er weiß über zumindest ein Fachgebiet überdurchschnittlich viel und kennt überdurchschnittlich viele Leute auf dem jeweiligen Terrain. Was ist Ihr Fach? Mit welchem Menschenschlag haben Sie es vorwiegend zu tun?

Als Gerichtsreporter sollte man sich sehr gut in der Prozessordnung auskennen und Paragrafen des Strafrechts auswendig kennen. Da ich keine studierte Juristin bin, lerne ich im Bezug auf die Gesetze täglich etwas Neues hinzu. Es gibt vor Gericht keinen spezifischen Menschenschlag, sondern eher Delikte, bei denen sich die Täter oft ähneln. Wie zum Beispiel Betrüger, die besitzen eine unheimliche Rhetorik. Sie müssen ja ihre Opfer überzeugen.

Wie wurden Sie Gerichtsreporterin? Führte dort ein Plan hin, oder landeten Sie durch Zufall bei Ihrer Spezialisierung?

Als ich bei der *Kronen Zeitung* mitgeholfen habe, die Onlineplattform Krone.at aufzubauen, und diese dann erfolgreich gestartet ist, wollte ich wieder zurück zur Print-Zeitung. Herausgeber Hans Dichand hat mich damals gefragt, in welchem Ressort ich am liebsten arbeiten würde. Als er mir das Gerichtsressort vorgeschlagen hat, habe ich sofort zugesagt.

Wenn man sich mit Journalisten unterhält, kommt man schnell dahinter, dass die interessantesten Details nie in der Zeitung stehen. Wie ist das bei Ihnen? Immerhin geht es bei Ihrer Berichterstattung nicht nur um Tratsch und Peinlichkeiten, sondern um Delikte. Kommt es vor, dass Sie dazu angehalten werden, etwas nicht zu bringen?

Ich kann mich an einen Gerichtsfall eines Sado-Maso-Pärchens erinnern. Die Geschichte war derart unappetitlich, dass wir innerhalb der Redaktion beschlossen haben, sie nicht zu schreiben. Wer will schon beim Frühstückskaffee über abartige Praktiken lesen?

Gibt es Highlights in Ihrer Berichterstattung? Was waren Ihre interessantesten Fälle?

Bislang ist der Bawag-Prozess der spannendste Prozess in meiner Karriere. Obwohl ich schon über den Niedergang des Konsums oder das Ende der Rieger Bank berichtet habe, sprengt die Bawag-Causa bislang alle da gewesenen Dimensionen. Wirtschaftsprozesse sind immer schon meine Leidenschaft gewesen.

Wirtschaftsprozesse sind Ihnen am liebsten? Wo bleibt da der Boulevard? Über Wirtschaftsprozesse berichtet „Die Presse“ vermutlich ausführlicher.

Die Herausforderung für den Boulevard, komplizierte Materie auf einen Zwei- oder Dreispalter herunterzubrechen, macht den Reiz aus. Natürlich muss ich die komplizierten Zusammenhänge verstehen, habe aber im Boulevard ausreichend Gelegenheit, die Menschen hinter den Paragrafen zu zeigen. Oder das Zwischenmenschliche in der Auseinandersetzung zwischen Richter, Staatsanwalt, Verteidiger und Angeklagten.

Die Definition des Genres „Boulevard“ in der Internet-Enzyklopädie Wikipedia lautet ungefähr: „Boulevardzeitungen pflegen oft sensationsorientierte Aufmachungen, große Überschriften und großflächige Fotos. In Boulevardzeitungen werden vor allem Themen behandelt, die sich zum Ansprechen von Emotionen eignen. Besondere Beachtung im Boulevardbereich findet die Polizei- und Gerichtsberichterstattung und der Bereich Prominente.“ Das alles sind ehrenwerte Anliegen, aber wie weit darf die Unterhaltung des Publikums auf Kosten von Opfern und Tätern gehen?

Das ist – wie das Beispiel Amstetten gezeigt hat – ein wirklich äußerst schmaler Grad. Alle beichten darüber, aber der Boulevard tarnt nicht dieses allgemeine Bedürfnis der Menschen nach Sensation. Manche Kollegen von Qualitätsmedien müssen meiner Meinung nach aufpassen, dass sie da nicht über ihre eigene Selbstgerechtigkeit stolpern.

Ein gelungenes Schlusswort. Wir danken für dieses Gespräch und wünschen noch viele interessante Verbrecher.

Leben

Personenschutz: Gute Leibwächter verdienen rund 1000 bis 1500 Euro pro Tag

Knochenjob Leibwächter

Eine Leibwächter-Ausbildung lohnt sich. Vor allem Frauen haben sehr gute Chancen.

Christine Wahlmüller

Der ehemalige Agent des Secret Service Frank Farmer wird für 3000 US-Dollar pro Woche beauftragt, die Popsängerin Rachel Marron zu beschützen, die Drohbriefe erhält. Hollywood lässt grüßen: Haben Sie den Film erkannt? Genau, es handelt sich um *Bodyguard* aus dem Jahr 1992 mit Whitney Houston und Kevin Costner in den Hauptrollen.

Der United States Secret Service ist wohl eine der weltweit bekanntesten Einrichtungen, wenn es um Personenschutz geht. Ursprünglich für die Bekämpfung der Finanzkriminalität zuständig, ist er seit Anfang des 20. Jahrhunderts auch für die Bereitstellung von Leibwächtern für den Präsidenten, den Vizepräsidenten, deren Familien, ehemalige Präsidenten und deren Ehegatten, bestimmte Kandidaten für das Amt des Präsidenten und Vize-Präsidenten sowie die USA besuchende Staatsoberhäupter im Einsatz. Ehemalige Agenten sind, wie in *Bodyguard* gezeigt, für private Klientel im Einsatz.

Ein Film, der das Klischeebild des Leibwächterberufs in den vergangenen 15 Jahren sicher stark mitgeprägt hat. „Anwärter auf den Job sollten am besten gleich wieder aufhören, von der Hollywood-Mentalität zu träumen“, sagt der Tiroler Peter J. Herrnhof, 2003 in den USA zum „Bodyguard of the Year“ gewählt, oder noch drastischer: „Hollywood ist Fantasie, ISBO ist Realität.“ Hinter ISBO (International Security and Bodyguard Association) verbirgt sich ein modernes Sicherheitsausbildungszentrum, das Herrnhof in Telfs in Tirol gegründet hat. Hier werden verschiedenste Kurse angeboten.

Hollywood-Romantik adé – Leibwächter zu sein erfordert Selbstbewusstsein, Durchhaltevermögen, Sportlichkeit, Genauigkeit und Pünktlichkeit. Die Nachfrage ist im Ausland höher. Foto: DPA

Leibwächter-Know-how

„Jeder, der Leibwächter werden will, ist herzlich willkommen“, betont Herrnhof. Keiner wird von der Ausbildung ausgeschlossen. Pro Jahr bildet Herrnhof derzeit 80 bis 100 Personen aus. Der 45-jährige Tiroler weiß, wovon er spricht, hat er doch langjährige Erfahrung im Security-Geschäft. Er war viele Jahre als Berufssoldat und Ausbildner der Militärstreife im Einsatz. Danach absolvierte er eine umfassende Kampfsportausbildung und eine Leibwächter- und Instruktor-Ausbildung in den USA. 1998 kehrte er nach Österreich zurück und war für verschiedenste Sicherheitsfirmen sowie eine Privatdetektei tätig.

2003 gründete er das ISBO-Ausbildungszentrum in Telfs. Neben Selbstverteidigungskursen für Frauen wird auch die staatlich anerkannte Ausbildung zum Leibwächter angeboten. Dabei sind neben Herrnhof Ausbildner aus aller Welt im Einsatz.

Start frei zur Ausbildung

Der Ausbildungsort erfüllt seinen Zweck optimal. Neben Lehrsaal und großer Trainingshalle stehen auch Unterkünfte und Küche zur Verfügung. Die Ausbildung selbst setzt sich aus fünf Modulen zusammen: Grundlagen, Aufklärung, Extrem, Schießen und Technik. Leibwächteranwärter sollten im Alter zwischen 25 und 35 Jahren und sportlich sein sowie ein selbstbewusstes Auftreten besitzen. „Wichtig ist auch, dass sie zwei bis drei Sprachen beherrschen“, betont Herrnhof. Die Kosten für das Grundlagen-Modul betragen 600 Euro. Dafür lernen die Kandidaten in neun Tagen die Basics rund um Personenschutz inklusive Einsatztaktik und Rechtskunde. Aber auch Nahkampf und Personenschutz bei Großveranstaltungen gehören zu den Lehrinhalten.

„Schon im ersten Modul kristallisiert sich heraus, ob jemand für den Job geeignet ist“, weiß Herrnhof aus Erfahrung. Frauen haben übrigens sehr gute Chancen. „Es gibt leider viel zu wenig Frauen. Ich hätte in letzter Zeit gut und gern acht bis elf Leibwächterinnen vermitteln können“, bedauert Herrnhof. Doch es mangelt an Bewerberinnen.

Wer seine Ausbildung absolviert hat, wird mit sehr guter Bezahlung belohnt. „Ein Einpersonenschutz kostet etwa 1000 bis 1500 Euro pro Tag“, erklärt Herrnhof. Es kommt allerdings auf Faktoren wie das soziale berufliche Umfeld, den Grad der Gefährdung, den Aufenthaltsort oder das Auto an, das erforderlich ist. „Wir erstellen für den Kunden sozusagen ein Gesamtschutzprogramm“, sagt Herrnhof, der neben der Ausbildung auch Leibwächter vermittelt. „Da haben wir eine Stammklientel von 90 Prozent.“

Regierungsmitglieder, Politiker, Staatsbeamte und ausländische Staatsgäste zählen nicht dazu – sie werden von Sicherheitskräften der Polizei geschützt. Herrnhofs Kundschaft kommt aus dem Privatsektor: Sportler, Entertainer, Schauspieler, aber auch Juweliere oder ausländische Wirtschaftsbosse und Prominente leisten sich gerne den nötigen Personenschutz. „Der Markt ist aber in Österreich eher schlecht. Viele Leibwächter gehen daher ins Ausland“, sagt Herrnhof.

Detektive im Einsatz

Auch der Österreichische Verband der Detektive (ÖDV) sieht einen seiner Tätigkeitsschwerpunkte im Sicherheitsbereich. Von den rund 80 Mitgliedern werden laut Auskunft des Verbands auch bewaffneter Schutz von Personen, die Begleitung von Wirtschaftsdelegationen, die Erstellung von Sicherheitsanalysen für Betriebs- und Wohnobjekte sowie Abhörschutz und Abwehr von Lauschangriffen angeboten.

Insbesondere Großereignisse wie etwa die „Euro 2008“ lassen die Anfragen nach Leibwächtern in die Höhe schnellen und verschaffen der Security-Branche viele Aufträge. „Ich kann das Wort Euro schon nicht mehr hören“, stöhnte Herrnhof Mitte Juni.

www.isbo.at
www.oedv.at
www.secretservice.gov

Karriere

Erich Bernscherer, bisher Managing Director von Ingram Micro Central and Eastern Europe und langjähriger Österreich-Geschäftsführer, wurde als Vice President Business Operations Strategy EMEA in die europäische Konzernzentrale nach Brüssel berufen. In seiner neuen Position trägt Bernscherer, der seit 1994 für das Unternehmen tätig ist, Verantwortung für die strategische Geschäftsentwicklung von Ingram Micro in Europa. Foto: Ingram Micro

Waltraud Martius (49) ist in der Generalversammlung des Österreichischen Franchise-Verbandes (ÖFV) zur Ehrenpräsidentin auf Lebenszeit ernannt worden. Martius hat den Verband vor über 20 Jahren mitbegründet und war viele Jahre im Vorstand tätig. Nun tritt sie aus ihrer aktiven, führenden Vorstandstätigkeit zurück, steht dem Verband jedoch weiterhin zur Verfügung. Foto: ÖFV

Anton Schutti wurde bis 2012 als Geschäftsführer der Österreichischen Sporthilfe bestätigt. „Die wirtschaftliche wie auch strategische Entwicklung ist seit der Erstbestellung im Jahre 2000 vorbildlich“, lautet der Tenor der Vorstandssitzung zur einstimmigen Bestätigung von Schutti für weitere vier Jahre. Er will künftig noch intensiver auf die Bedürfnisse und die Entwicklung der Athleten eingehen. Foto: Österreichische Sporthilfe

Thomas Skalak (47) ist seit wenigen Wochen für die Leitung der Vertriebs- und der Servicemannschaft der Canon Business Center in den Bundesländern verantwortlich. Skalak ist seit 1991 bei Canon und war als Produktmanager für Faxgeräte und danach für den Bereich Papier und Verbrauchsmaterialien zuständig. Davor war er bei Bull und Comtel Telecommunication im Vertrieb tätig. *kl* Foto: Canon

Leben

Notiz Block

Zivilcourage als Drehbuch

In Notsituationen leisten Menschen nach Ansicht von Forschern nur dann couragiert Hilfe, wenn sie sich zuvor gedanklich damit auseinandergesetzt haben. „Hilfe muss geplant sein“, sagt Hans-Dieter Schwind, Kriminologe an der Universität Osnabrück und Vorbeugungsexperte der Opferschutzorganisation Weißer Ring. Wer auf der Autobahn hinter einer Kurve plötzlich ein brennendes Fahrzeug sehe, sei an der Unfallstelle längst vorbei, ehe er die erste Schrecksekunde überwunden habe. Zivilcourage erfordere daher ein „Drehbuch für den Ernstfall“. Jeder müsse für sich die Frage beantworten: „Was tue ich, wenn ...?“ „Es ist so, dass die meisten Menschen prinzipiell gerne helfen“, sagt Schwind. Doch im Ernstfall würden die wenigsten zur Tat schreiten. Während Menschen dem eigenen Kind oder einem Freund aus einem natürlichen Instinkt heraus in der Not zur Seite eilen, würden sie sich nicht zwangsläufig für einen Fremden einsetzen. Zivilcourage beweise derjenige, der Nachteile für sich in Kauf nimmt, um moralisch korrekt zu handeln. Ob einem Mitmenschen in Not geholfen wird, hängt für Schwind von zahlreichen Faktoren ab. Diese seien etwa Zeitpunkt und Ort, der Umstand, ob die Situation eindeutig und sichtbar sei, bei wem es sich um das Opfer handele und wie groß die Gefahr sei, in die sich der Helfer selbst begebe. Außerdem würden bestimmte Dinge eine Rolle spielen, die mit Person und Persönlichkeit des Einzelnen zu tun haben. Um couragiert einzugreifen, müsse man etwa als Kind in der Familie Mitleidensfähigkeit erlernt haben – zum Helfer wird nur, wer sich in das Opfer hineinversetzen kann. In unserer Gesellschaft habe sich aber eine „Kultur des Wegschauens“ herausgebildet, die Kriminalität begünstige, sagt Schwind: „Straftäter rechnen nicht damit, dass jemand eingreift.“

Happy Slapping fordert Lehrer

„Man kann sagen, dass Happy Slapping schon fast grassiert“, meint der steirische Schulpsychologe Josef Zollneritsch im Zusammenhang mit dem jüngsten Fall in der Obersteiermark, wo ein Lehrer von vier 15-jährigen Schülerinnen nach diesem Schema traktiert worden ist. Provokationen, Schlägereien und Sexszenen würden inszeniert und gefilmt, dann auf Youtube, den Schulserver oder sonst wohin gestellt oder elektronisch versendet. Dabei gehe es immer darum, sich zu beweisen, das eigene Ego herauszustellen und die Sensationslust der anderen zu befriedigen, charakterisiert der Leiter der Abteilung Schulpsychologie im Landesschulrat Steiermark den Antrieb für „Grenzüberschreitungen, die mittels neuer Technologien ausgelebt“ werden. Es sei aber sehr wohl möglich, diesem derzeit von vielen als „ausgesprochen attraktiv“ empfundenen Trend entgegenzuwirken.

Mehr gefälschte Produkte

Die Europäische Union hat im Jahr 2007 eine starke Zunahme von gefälschten Produkten aus dem Ausland verzeichnet. Bei Sicherstellungen durch die Zollbehörden habe sich die Anzahl registrierter Fälle gegenüber 2006 um 17 Prozent erhöht, gab der zuständige EU-Kommissar László Kovács in Brüssel bekannt. Während die Anzahl beschlagnahmter Artikel vor allem wegen weniger gefälschter Zigaretten und CDs und DVDs zurückging, kommen immer mehr nachgemachte Kosmetika, Spielwaren und Medikamente in Umlauf. Fast 60 Prozent der sichergestellten Waren kommen aus China. Bei nachgeahmten Lebensmitteln und Getränken ist allerdings die Türkei Hauptursprungsland, bei gefälschten Kosmetika Georgien und bei illegalen Arzneimittelimitaten die Schweiz. *APA/kl*

Verbrechensverhütung: Autoritäre Staaten und ihre Rechtsregime

Harte Strafen auf böse Taten, eine einfache Rechnung

Einwanderer in Staaten wie den Vereinigten Arabischen Emiraten und Singapur sind von der geringen Verbrechensrate meist positiv überrascht. Doch diese wird mit scharfen Gesetzen erkauft.

Arno Maierbrugger Dubai (VAE)

Es gibt wohl wenige Weltgegenden, in denen man seine auf der Straße verlorene Geldbörse von wildfremden Leuten nachgetragen bekommt, seine Wohnungstüre tagsüber unversperrt lassen oder sein Auto unverschlossen abstellen kann, ohne gleich einen Diebstahl befürchten zu müssen.

In Ländern wie den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE) ist so etwas möglich. Es wäre übertrieben zu sagen, dass dort keine Verbrechen vorkommen, doch Wohnungseinbrüche, Überfälle auf offener Straße, Taschen- oder Autodiebstähle sind in den Emiraten äußerst seltene Ereignisse. Dasselbe trifft etwa auch auf Singapur zu. Beiden Ländern ist gemeinsam, dass sie autoritär geführte Staaten sind, in denen besonders scharfe Gesetze hinsichtlich Kriminalität jeder Art herrschen, deren Übertretung mit harten Strafen und vor allem der gefürchteten Ausweisung verbunden ist.

Die Funktionsweise dieses relativ bedrohungsfreien Zusammenlebens ist schnell erklärt: Wer sich an die Regeln hält, kann sich eines recht bedrohungsfreien Umfelds erfreuen. Wer dagegen verstößt, muss dafür schwer büßen.

Drakonische Gesetze reduzieren die Verbrechensrate – mit allen Vor- und Nachteilen dieses rechtlichen Umfelds. Foto: Photos.com

Voller Knast

In den Emiraten kann man selbst bei einfachen Verstößen ziemlich schnell im Gefängnis landen. 40 Prozent der Gefängnisinsassen von Dubai sind etwa Personen, die einen nicht gedeckten Scheck ausgestellt haben. Sie bleiben so lange dort sitzen, bis sie selbst oder Verwandte die Schuld bezahlt haben oder der Gläubiger darauf verzichtet. Das hebt die Zahlungsmoral ungemein.

Wer Diebstahl begeht, kann für viele Jahre hinter Gitter wandern. Zu Kapitaldelikten zählt bereits der Besitz geringer Mengen von Drogen. Wer einen Autounfall verschuldet hat und dabei einen Menschen tötet, kommt nicht nur lange ins Gefängnis, sondern muss den Hinterbliebenen des Opfers sogenanntes „Blutgeld“ zahlen, derzeit mit 200.000 Dirham (rund 34.000 Euro) festgelegt, was für einen Einwanderer aus ärmeren Ländern den Ruin bedeutet. Der Unfalllenker bleibt so lange im Gefängnis, bis die Angehörigen das Blutgeld bezahlt haben oder die Familie des Opfers verzichtet. Alle Verurteilten werden nach Strafverbüßung ausgewiesen und dürfen nie wieder einreisen. Die niedrige Verbrechensrate ist damit kein Wunder.

Im spektakulärsten Raubverbrechen Dubais bislang – eine serbische Bande krachte voriges Jahr mit gestohlenen Limousinen in die Auslage eines Juweliers und raffte die Preziosen zusammen, wurde später aber erwischt – wurden die Täter mit jahrzehntelanger Haft so hart bestraft, dass kaum einer Bande mehr ein solcher Coup einfallen würde.

Auch die Verbrechensrate in Singapur gehört zu den niedrigsten der Welt, weil dort sogar vergleichsweise harmlose Delikte mit drakonischen Strafen belegt werden. Auf Drogenhandel steht im Gegensatz zu den VAE die Todesstrafe, und sie wird auch vollstreckt. Die Prügelstrafe gibt es gleichfalls für Gewaltverbrechen, wie übrigens ebenso in Malaysia.

Jüngst hat eine muslimische Partei in Malaysia, die in einem Teil der Bundesstaaten die Mehrheit hält, die Rückkehr zur islamischen Rechtsprechung, der Scharia, gefordert. Damit verbunden ist neben der körperlichen Züchtigung auch das Abhacken von Gliedmaßen nach einem erwiesenen Diebstahl oder Raub. Auf Nicht-Muslime ist die Scharia allerdings nicht anzuwenden, wird betont.

Vorwand Rechtsautonomie

Die Androhung solcher Strafen sorgt im Westen für Empörung, wobei die kritisierten Länder allerdings aus ihrer Sicht völlig zutreffend auf ihre Rechtsautonomie verweisen.

Die Beurteilung derartiger Rechtsregimes ist und bleibt zwiespältig. Verbunden mit harten Gesetzen ist meist auch eine eindringliche Überwachung der Bürger in den jeweiligen Staaten, und entsprechend ausgeprägt sind die Spitzelsysteme. Da stellen weder die Vereinigten Arabischen Emirate noch Singapur eine Ausnahme dar. Wer dies unbotmäßig findet, sollte sich von solchen Staaten tunlichst fernhalten.

Leben

Warenkorb

● **HP folgt Minitrend.** Nach Großbritannien im April kommt der HP 2133 Mini-Note PC ab Ende August auch nach Österreich. Um 469 Euro bekommt man 1,27 Kilogramm Technik mit einem 8,9 Zoll-Display und ausreichend Power für die alltäglichen Bedürfnisse.

● **Nokias E-Mail-Maschine.** Nokias Blackberry-Alternative E61 wurde nun durch das E71 beerbt. Kleiner, flacher, engeres Tasten-Layout – dergestalt sind die ersten Eindrücke. Das in den Farben Grey Steel und White Steel erhältliche Smartphone wird ungestützt rund 400 Euro kosten. Wie das iPhone 3G verfügt es jetzt auch über GPS.

● **Viele, viel bunte Dells.** Die beiden ersten Produkte der bunten Studio-Reihe von Dell sind die Notebooks Studio 15 (Zoll) und 17 (Zoll). Die Rechner verfügen über ein Slot-in-Laufwerk, beleuchtetes Tastenfeld, eingebaute Webcam und Breitbandanbindung. Preis: 549 beziehungsweise 679 Euro.

● **Der Windows-Diamant.** Das HTC Touch Pro kommt mit einer seitlich ausziehbaren Tastatur, Windows Mobile, 512 MB Speicher (erweiterbar), 2,8 Zoll-Display und 3,2 Megapixel-Kamera. Preis: 700 Euro, ungestützt. Bei T-Mobile wird es ab Herbst als MDA Vario IV angeboten. *kl* Fotos: Hersteller

Im Test

Geringfügige Straftaten

Kaum eine Österreicherin oder ein Österreicher hat es nocht nicht getan. Die einen schämen sich, falls es ihnen unabsichtlich doch passiert, andere wiederum haben daraus ein regelrechtes Hobby entwickelt. Die Rede ist hier von Bagatelldelikten wie dem Diebstahl der Wochenendzeitung, dem Schwarzfahren mit öffentlichen Verkehrsmitteln, dem illegalen Download von MP3-Musiktiteln oder Kopieren von Filmen oder der Entwendung von ein paar Kirschen aus Nachbars Garten.

Für viele Menschen gestaltet sich das Leben offensichtlich zu fad, wenn sie nicht den Thrill des Möglicherweise-erwischt-Werdens zumindest ein Mal die Woche oder gar täglich verspüren. Aber was löst mehr Kick aus?

Wir haben unser ehrlichstes, ängstlichstes Redaktionsmitglied einem Test unterzogen. Den Auftakt bildete die unentgeltliche Entnahme einer Zeitung aus einem sogenannten „Selbstbedienungsständer". Eigentlich sagt dieser Name schon alles: Bedienen Sie sich selbst.

Leicht erhöhter Puls

Bei helllichtem Tag zog unsere Bagatelldelikt-Testperson mitten auf einer belebten Wiener Einkaufsstraße mit bangem Herzen ein Exemplar aus dem Plastikhängeteil. Nicht einmal ein tadelnder Blick auch nur eines Passanten war zu registrieren. „Das war wirklich einfach", meinte die Testperson. „Obwohl – mein Puls ist jetzt schon weit über dem des Ruhezustands. Zum Glück war es nur unsere eigene Zeitung", zeigte sich das *economy*-Redaktionsmitglied zufrieden.

Doch schon ging's auf zu neuen Abenteuern. Mit der aktuellen *economy*-Ausgabe unterm Arm wurde unsere Testperson zur U-Bahnlinie U3 begleitet, um sich dem nächsten Kick, dem Schwarzfahren, zu unterziehen. Während der Studienzeit, gab sie zu, sei ihr das schon das eine oder andere Mal „passiert". Doch das liegt einige Jährchen zurück.

Ab durch die wohl europaweit unauffälligsten Absperrungen, um zur U-Bahn zu gelangen – nämlich keine. Es befanden sich da nur ein paar blaue Entwertungsboxen auf orangefarbenem Geländer. „Kein Wunder, dass so viele Touristen in Wien unabsichtlich schwarzfahren", meinte unser Proband. „Anderswo muss man über Absperrungen springen. In Wien ist das wirklich watscheneinfach."

Nervöse Blicke

Beim Bahnsteig angelangt, musste er jedoch zugeben, dass er nervös sei. Die Blicke wanderten von links nach rechts. „Glaubst du, dass das da drüben ein Kontrolleur ist? Gehen wir doch lieber weiter ins Stationsinnere", meinte unser Versuchskaninchen vorsichtig, um möglicher Gefahr durch Benutzung eines anderen Wagens zu entgehen. Nach einigen Minuten, die ihm endlos lang erschienen, fuhr die U-Bahn ein. Wir stiegen ein. Es ertönten die nervenzerfetzenden Worte „Zug fährt ab" der U-Bahn-Fahrerin. Die Blicke schweiften. Doch nach wenigen Sekunden war klar, dass wir nicht kontrolliert werden würden. Aussteigen und raus aus der Station. „Pfoah! Das war jetzt wesentlich aufregender!" Erst jetzt zeigten wir unserer Testperson, dass wir schon vor einer Stunde eine Fahrkarte für sie gelöst hatten. Sie war sichtlich erlöst.

Nun wollten wir noch Kirschen aus Nachbars Garten stehlen und als krönenden Abschluss eine vermeintlich illegale Kopie eines Betriebssystems auf einem PC installieren. Doch unsere Testperson wollte partout nicht weitermachen. „Das halt ich nicht mehr aus. Ich bin ein ehrlicher Michel. Ich geh jetzt heim und schau fern." – „Ist der Fernseher denn auch angemeldet?" war die Gegenfrage. „Nein, ich glaub nicht!" kam zur Antwort.

Foto: APA

Klaus Lackner

Buch zum Thema

Globale Schurken in der Wirtschaft

Loretta Napoleoni, italienische Journalistin und Bestsellerautorin (*Die Ökonomie des Terrors*, 2004), begibt sich in ihrem neuen Buch auf die Spuren der Schurkenwirtschaft. Weltweit, stellt Napoleoni fest, sei seit dem Fall der Berliner Mauer (1989) und dem Niedergang des Kommunismus die globale Wirtschaft zunehmend in die Hände skrupelloser Zuhälter, ausbeuterischer Oligarchen, mafiöser Drogenbosse, Waffenschieber und Sklavenhändler gelangt.

Am Beispiel der ehemaligen Sowjetunion zeigt die Autorin etwa, wie Frauen in die Prostitution gezwungen wurden, nachdem sich die Arbeitslosenquote von Frauen nach der Wende von null auf 80 Prozent erhöht hatte. Im Kommunismus war dieses Problem unbekannt. Profitgierige Menschenhändler nützen die finanzielle Not der Frauen hemmungslos aus und verkaufen sie, zur Ware degradiert, in den Westen, nach Dubai oder Israel. Israel zählt zu den größten „Importeuren" von Prostituierten aus dem ehemaligen Ostblock.

Aber nicht nur altbekannte Verbrechen determinieren die Schurkenwirtschaft. Der illegale Fischfang etwa sei relativ neu und hätte sich zu einem Milliardengeschäft entwickelt. Piratenfischerei diene der Geldwäsche, treibe die Preise für seltene, beinahe ausgestorbene Arten in die Höhe, führe zu noch extremerer Überfischung und gehe einher mit der Versklavung der Besatzung und der Verarmung vieler kleiner Fischerfamilien.

Anders als bei so mancher trockener Wirtschaftslektüre gelingt es der Autorin, Fakten mit Reportage-Elementen gekonnt zu mixen, Spannung zu erzeugen und zu fesseln. Das Buch, für das Napoleoni mehr als zwei Jahre recherchiert hat, liest sich wie ein Wirtschaftskrimi. *bafo*

Loretta Napoleoni:
Die Zuhälter der Globalisierung – Über Oligarchen, Hedge Fonds, 'Ndrangheta, Drogenkartelle und andere parasitäre Systeme
Riemann, 2008, 20,90 Euro
ISBN: 978-3-570-50090-3

Schnappschuss

Unternehmenszentrale eingeweiht

Nach circa einem Jahr Bauzeit und einer Rundumrenovierung erstrahlt die Konica Minolta-Unternehmenszentrale in Wien in neuem Glanz. 3600 Quadratmeter Arbeitsfläche wurden mit modernster Technologie ausgestattet; gleichzeitig sollen ansprechendes Design und moderne Architektur für positive Arbeitsatmosphäre sorgen. Zu diesem feierlichen Anlass hatte Konica Minolta Austria-Geschäftsführer Johannes Bischof zu einem prunkvollen Fest mit über 250 Gästen geladen. Zahlreiche Prominente aus Politik und Wirtschaft folgten dieser Einladung. Mit Vizebürgermeisterin Renate Brauner freuten sich über ein starkes Signal für Wien als Headquarter-Standort Hans-Jürgen Pollirer, der Bundesspartenobmann für IT der Wirtschaftskammer Österreich, und Heinz Gerstbach, der Bezirksvorsteher von Wien-Hietzing. Weitere Festgäste: Tina Reisenbichler, Heinz Stöcklmayer (beide T-Mobile) und Peter Stanzer (Volksbanken-Leasing). *kl* Foto: Konica Minolta

Leben

Margarete Endl

Psychotherapie statt neues Auto

Wir wissen nicht, was im Kellerverlies in Amstetten passierte, und wir werden es niemals wissen. Weil es das Opfer, Elisabeth F., so will. 24 Jahre Demütigung, Erniedrigung und Überlebenskampf sind genug. Die Welt soll sich nicht noch mehr über ihr persönliches Leid entsetzen dürfen – und dabei voyeuristisch genießen. „Nach jedem Verbrechen wird der Täter der Polizei übergeben – und das Opfer der Presse. Es ist nicht sicher, wer damit härter bestraft ist“, sagte einmal der Kabarettist Dieter Hildebrandt. Natürlich würden wir gerne mehr wissen. Doch eigentlich wissen wir schon genug – aus Abertausenden Fällen, wo sich Wut und Hass zu Gewalttätigkeit aufschaukeln. Mit Glück landet die Frau nur beim Arzt, bei Pech in der Gerichtsmedizin. Weil in unserer überwiegend patriarchalischen Welt das Wort des Mannes gilt und die Frau zu gehorchen hat. Doch dann gibt es Männer, die das längst durchschaut haben, aber dennoch bei Konflikten in Muster fallen, die sie vom Vater gelernt haben. Und es gibt Frauen, die Angst vor Konflikten haben, weil auch die Mutter schon Angst hatte. Dann taucht plötzlich ein Satz aus der Kindheit auf: „Die Gescheitere gibt nach.“ Oder: „Du bist ein Bub, du darfst nicht weinen.“
Diese Schatten der Vergangenheit kann man überwinden. Wenn man sich auf eine Therapie der verletzten Seele einlässt. Wenn man es wagt, die alten Wunden wieder anzuschauen und dadurch zu heilen. Wenn man sich dem eigenen Hass stellt und ihn so überwindet. Das kostet Mut, Zeit und viel Geld. Das neue Selbst, das innerhalb von wenigen Jahren wächst, ist dafür viel schöner, stärker und schnittiger als ein neues Auto. Auch das neue Selbst kann zornig werden. Aber es muss weder zuschlagen noch kuschen.

Alexandra Riegler

Räuberauftritt im Abendprogramm

Wenn sich angesagte Stadtteile in den USA an hoffnungslose schmiegen, oft nur eine Straße „hip“ von „underdog“ trennt, dann, so erklären Verbrechensbekämpfer, wird der Überfluss gewissermaßen zum Pflücken dargeboten. Aus Grätzeln mit stillgelegten Eisenbahnschienen fährt man zum Window Shopping der anderen Art. Die Riches wissen nicht, wie ihnen geschieht, wenn Garagen und Autos ausgeräumt, Haustüren eingetreten werden und Räuber am Fernsehabend live im Wohnzimmer auftreten.
Mit 800.000 Dollar wollten sich diese eigentlich im Paradies einkaufen, wo man sich grüßt, aufeinander aufpasst und Fäkalworte mit „Oops“ überblendet werden. Wenn das Böse kommt, werden Grundstücke unter Flutlicht gesetzt und pensionierte Polizisten zur Bewachung der zaunlosen Rasenflächen angemietet. Omas bewaffnen sich. Beim Soda Shoppe am Eck wird vom Nachbarn erzählt, der dem Überwältiger seine Brieftasche hinstreckte und dennoch fast totgeschossen wurde. Ziehen schließlich Gangs ein, dann werden Fastfoodrestaurantparkplätze beschossen und Polizeichefs ausgetauscht, in der Hoffnung, dass die Neuen Antworten parat haben. Es gibt plötzlich 15-Jährige mit Kopfschusswunden. Darauf weiß niemand mehr etwas zu sagen.
Verbechen hat vielerorts in den USA abwechselnd kaum oder drakonische Konsequenzen. Überlastete Gerichte lassen Täter mit zwei Dutzend Vergehen davonkommen. Andere sitzen nach dem dritten „Strike“ bis zum Pensionsalter hinter Gittern. Resozialisierungsmaßnahmen sind unbekannt. Dass das Problem weit tiefere Wurzeln hat als schnell wachsende Städte, deren soziale Gefüge platzen, wird deutlich, wenn bereits Teenager überzeugt sind, keine Zukunft mehr zu haben.

Die Presse stürzte sich auf den Fall Kampusch genauso wie auf den Inzestfall von Amstetten. Traurig, aber wahr: In der Familie passieren erschreckende Kriminalfälle. Foto: APA/Leodolter

Lehren aus den Fällen Natascha und Elisabeth

Familiendelikte gibt es überall – schützen wir Kinder und Teenager.

Christine Wahlmüller

Die in- und ausländische Presse stürzte sich sowohl auf den Fall von Natascha Kampusch als auch auf das Inzestdrama von Amstetten. Klar: Spektakuläre Fälle interessieren die Medien. Weniger klar ist, wie die Auslandspresse dazu kommt, zu generalisieren und Österreich quasi in eine kriminologische Schublade schiebt. „Zwei solche Geschichten in nur zwei Jahren in einem Land, kann das noch Zufall sein? Ist die soziale Kontrolle in dem etwas desolaten Bergland vielleicht geringer, und können Menschen dadurch leichter verschwinden?“, fragte etwa eine flämische Zeitung in Reaktion auf den Inzestfall ihre Leserschaft.

Das gibt zu denken und ist eigentlich eine publizistische Frechheit. Denn Generalisierungen sind immer gefährlich. Und wie die Geschichte zeigt, kommen auch anderswo Familientragödien vor. Zuletzt in Italien, wo eine junge Frau von ihrer Familie unter unfassbaren Umständen in einem Zimmer eingesperrt war, da sie ein uneheliches Kind zur Welt gebracht hatte.

Oder auch in Frankreich, wo ebenfalls eine Frau Opfer ihres Adoptivvaters wurde, der sie 28 Jahre lang sexuell missbrauchte. Sie brachte infolge der Vergewaltigungen sechs Kinder zur Welt. Die Geschichte wurde erst nach dem Inzestfall von Amstetten publik. Keine Rede also von einem nationalen Phänomen.

Kinder sind „ausgeliefert“

Das bedeutet nichts anderes, als dass Missbrauch innerhalb der Familie auf der Tagesordnung steht – so grauenhaft das auch klingt. Leidtragende dieser perversen gesellschaftlichen Entwicklung der sozusagen zivilisierten Welt sind meist Kinder oder junge Frauen. Wer mehr dazu lesen möchte, dem sei Jane Elliotts Buch *Ausgeliefert. Wie ich die Hölle meiner Kindheit überlebte* empfohlen. Diese erschreckende Entwicklung bedeutet aber auch, dass es wichtig ist, alles Menschenmögliche zu tun, um ebendiese wehrlose Personengruppe möglichst gut zu schützen.

Sei es durch höhere, unbarmherzig hohe Strafen für die Täter. Sei es durch besondere Aufmerksamkeit und unkomplizierte Hilfestellungen für Kinder, die sich etwa in der Schule auffällig benehmen. Sei es durch ein Nicht-Wegschauen, durch eine aktive Anteilnahme an den Problemen und dem Leben anderer Menschen. Oder sei es durch erhöhte Sensibilisierung für die Hilfeschreie der Opfer. Dann haben wir aus den Fällen Natascha K. und Elisabeth F. tatsächlich gelernt.

Consultant's Corner

The Subterranean Economy

The subterranean economy – drugs, weapons, prostitution, „under the table“ work unreported into official tax authorities – operates on a different level than the official one and may help some countries stay afloat. Of these prostitution in its wider sense best illustrates the individuals contribution arising out of what is legal but not moral. Every time a manager buys into a system against which as a private person he/she would not support from products he would not feed his children, businesses employing child labor, bribery, violating environmental standards, prejudicial hiring to ruling by terror, he/she have prostituted their values. People may need the money/position/benefits just as much as the girl on the street. Thinking they are able to separate their private and professional lives, eventually they will mutate to personify the corporate values they may hate. Part of the official corporate world, they conspire and contribute to a subterranean economy. Which illustrates how we as individuals, our talents, morals impact the economy more than we think. The good news: from the moment one steps off the treadmill, one can change the world, slowly but surely. Perhaps that is part of the appeal of surprise contender for a pretty big CEO position: Barack Obama.

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners